

Der Meister des Übersinnlichen

Die Braut des Henkers

Robert Lamont

Abgeschlossener Roman
Belgien/Luxemb. F 20 / Frankr. F 2,40 / Italien L 300 / Niederl. f 1,50 / Österr. S 9,- / Schweden kr 3,00 inkl. / Spanien P 50 / Schweiz Fr 1,50



Die Braut des Henkers

Professor Zamorra Nr. 26

von Michael Kubiak

erschienen am 17.06.1975

Die Braut des Henkers

Das Beil des Henkers!

Jahrhundertelang hing es in der alten Kirche eines kleinen walisischen Dorfes.

Doch dann war es verschwunden. Und wenig später wurde im Dorf ein Mann gefunden.

Tot, geköpft!

Schon bald hing das Beil des Henkers wieder an seinem Platz. Doch etwas war anders. Die Schneide war blutverschmiert.

Nun wusste es jeder im Dorf. Sie war zurückgekommen!

Sie – die Braut des Henkers!

»Hexe!«

Vielstimmig und voller Wut gellte der Schrei über den Dorfplatz.

Die gesamte Einwohnerschaft der kleinen Ortschaft Coryhead hatte sich auf dem Marktplatz versammelt. Sie bildete einen undurchdringlichen Ring um den riesigen Scheiterhaufen, der unweit der alten Eiche mitten auf dem Platz aufgeschichtet worden war. »Hexe! Hexe! Hexe!« Wieder und wieder ertönte der Ruf. Der Wind riss die Worte von den Lippen der Leute, schleuderte sie gegen die Mauern der niedrigen Häuser und warf sie weit hinaus in die trostlose Landschaft.

Wolkenfetzen jagten über den Himmel. Riesige graue Gebilde türmten sich am Firmament auf und zerstoben in wallende Schleier, um sich zu neuen Phantasiegestalten zusammenzufinden.

Es war die Zeit der Herbststürme. Hier an der nördlichen Küste von Wales tobten sie immer mit urtümlicher Gewalt, peitschten die Wogen der Irischen See gegen den Strand, und niemand wagte es zu dieser Jahreszeit, ohne triftigen Grund die schützende Wärme seiner Behausung zu verlassen.

Doch jetzt hatte man sich versammelt, jetzt, heute an einem trüben Nachmittag des Jahres 1625.

»Hexe! Hexe!«

Die wilde Gier brannte in den Augen der Menschen, die wilde Gier, endlich Blut zu sehen. Das Blut einer Frau, einer Unschuldigen. Doch in ihrem Wahn, in ihrer Besessenheit, verschwendeten die Schreier keinen Gedanken an diese Frage. Wer gab ihnen das Recht, eine aus ihrer Mitte zu verfluchen?

Flehend hatte die junge Frau, die man an den Pfahl gefesselt hatte, der aus dem Scheiterhaufen aufragte, die Augen zum Himmel erhoben. Bildhübsch war sie. Auch, oder vielleicht gerade wegen ihres ärmlichen schwarzen Gewandes, das ihr die Mitbürger übergestreift hatten. Ihr Gesicht war totenblass. Ihre Lippen zitterten. Die Angst presste ihr Herz zusammen, und erregt hob und senkte sich ihr Busen.

Als wäre es ein willkommenes Spielzeug, so zauste der heftige Wind ihr strohblondes Haar. Wie ein Banner wehte es um ihren Kopf.

Die Umstehenden jedoch hatten keinen Blick für die unschuldige Schönheit des Mädchens. Für sie war sie eine Hexe, ein verdammungswürdiges Geschöpf.

Ihr war es zuzuschreiben, dass das Vieh in den Ställen verendete, dass eine Springflut den Küstenstreifen heimgesucht und viele Menschen um ihre Habe gebracht hatte. Auch sagte man ihr den bösen Blick nach. Wen sie anschaute, der war verflucht, besessen. Besonders die Männer. Darum schrien die Frauen des Dorfes auch am lautesten.

Nein, von ihnen hatte sie keine Gnade zu erwarten.

Sie war neunzehn Jahre alt und Vollwaise. Ihren Vater hatte sie nie

kennen gelernt. Ihre Mutter war kurz nach ihrer Geburt gestorben.

Der Pfarrer hatte sich ihrer angenommen und sie auf den Namen Jennifer getauft. Wie ein eigenes Kind hatte er sie großgezogen.

Als sie zu voller Schönheit erblüht war, konnte er ihren Reizen nicht mehr widerstehen. Er hatte nach seiner Freveltat dafür gesorgt, dass man sie Hexe schimpfte.

Wie er dazu gekommen war, wusste er nicht zu sagen. In ihm war nur plötzlich eine Stimme gewesen, die ihn dazu getrieben hatte.

Und nun stand er inmitten seiner Gläubigen und schwang das Kreuz, um diese Satansdienerin unschädlich zu machen.

Am wenigsten hatten die Dorfbewohner eine Erklärung für ihr Verhalten. Sie alle waren rechtschaffene Menschen, die keinem etwas zu Leide tun konnten. Sie alle hatten Jennifer gut gekannt und sehr gern gemocht. Sie war immer freundlich und hilfsbereit gewesen, hatte für jeden ein freundliches Wort gehabt.

Diese Zeit schienen sie im Augenblick vergessen zu haben. Eine unheimliche Macht hatte von ihnen Besitz ergriffen, hatte ihre menschlichen Regungen ausgelöscht und trieb sie zu einer schrecklichen Tat.

Die Menge teilte sich plötzlich. Unruhe entstand. Die Köpfe fuhren herum, blickten in eine Richtung.

Augenblicklich war auch das Geschrei verstummt. Nur der Wind fuhr pfeifend durch die Äste, die bald schon in hellen Flammen aufgehen sollten.

Das Mädchen auf dem Scheiterhaufen durchzuckte ein eisiger Schreck. Gehetzt schaute sie sich um. Ihr Blick blieb an der Gestalt hängen, die sich durch eine Gasse aus Menschenleibern dem Scheiterhaufen näherte.

Erst konnte sie nichts erkennen. Aber sehr schnell begriff ihr Gehirn, was ihre Augen nicht wahrhaben wollten.

Die schwarze Pumphose! Das rote Wams! Die rote Kapuze! Es war der Henker!

Alle in der Gegend zitterten vor ihm. Denn wo er auftauchte, musste wieder jemand sein Leben lassen, jemand, von dem behauptet wurde, er wäre vom Satan besessen. Viele hatten es schon erleben müssen. Für sie war der Henker das Letzte, was sie auf dieser Erde noch zu Gesicht bekommen hatten. Und alle, ja, alle, die hier standen, verfluchten diesen unseligen Geist. Er brachte den Schrecken über sie.

Nur jetzt in diesem Moment hatten sie diese Angst völlig vergessen. Hatten sie verdrängt in die hintersten Winkel ihrer Gedanken.

Jetzt war er für die Bürger von Coryhead ein willkommener Anblick. Jetzt jubelten sie ihm zu.

»Der Henker! Seht doch, der Henker ist schon da! Bald ist es soweit! Bald muss die Hexe brennen! Vielleicht rettet sie der Satan vor dem

Tode! Wenn nicht, dann hat sie sogar der Leibhaftige verlassen! Hahaha! Los Henker, wirf die Fackel!«

Wie in Trance wankte die vermummte männliche Gestalt in den Kreis. Es war, als würde er sich gegen etwas wehren wollen. Man konnte annehmen, er schreckte vor dem Anblick, der sich ihm bot, zurück. Doch er setzte seinen Weg fort.

In der Hand trug er eine Pechfackel, die er nun entzündete. Die Flammen züngelten hoch, gaben dem Kopf mit der Kapuze ein gespenstisches Aussehen. Der Flammenschein brach sich in den Augen, die durch die Schlitze der Kapuze starrten.

Unbeweglich, gnadenlos, grausam.

Alle hatten Angst vor dem Henker. Niemand kannte ihn. Er ließ die Menschen in den umliegenden Dörfern zittern.

Nur in diesem Moment war aus der Angst Freude geworden.

»Los, Henker! Walte deines Amtes! Schick die Hexe zur Hölle, dorthin, wo sie zu Hause ist! Nie mehr soll sie uns Schlimmes antun! Nie mehr soll sie uns mit ihrem bösen Blick bannen! Sie soll brennen!«

Als wäre das der Befehl für den Henker gewesen, hob er die Fackel hoch und warf sie im hohen Bogen in das trockene Geäst und den Pfahl.

»Im Namen des Herrn – Stirb, Hexe!«

Dumpf hallte der Ruf über den Dorfplatz. Augenblicklich stimmten die Umstehenden mit ein.

»Stirb, Hexe! Stirb!«

Das Hassgeschrei steigerte sich zu einem infernalischen Lärm. Das Mädchen auf dem Scheiterhaufen riss den Mund auf, schrie seinen Schmerz hinaus in die Trostlosigkeit der Landschaft. Ihr Hilferuf verhallte ungehört. Niemand konnte sie mehr erlösen.

Schon leckten die Flammen über ihre Füße. Krampfhaft versuchte sie, diese wegzuziehen, in Sicherheit zu bringen, sie vor der Hitze des Feuers zu schützen.

Vergebens. Sie schaffte es nicht. Man hatte sie zu gut gefesselt.

Nur ihren Kopf konnte sie bewegen. Sie warf ihn hin und her. Flehend irrte ihr Blick über die Köpfe der in ihrer Wut Wahnsinnigen.

Kein mitfühlendes Gesicht wandte sich ihr zu. Kein Trost stand in den Augen, die sie anstarrten.

»Hexe! Hexe! Hexe!«

Immer wieder brandete der Wutschrei auf. Wurde rhythmisch wiederholt, formte sich zu einer Melodie des Grauens, die die Leute in einen wahnwitzigen Tanz fallen ließ. Die Menschen fassten sich an den Händen und drehten sich in einem weiten Kreis um den Scheiterhaufen, dessen Flammen schon das Mädchen vollständig erfasst hatten.

Sie konnte nicht mehr schreien. Eine Ohnmacht hatte sie erlöst.

Schlaff hing sie in den Stricken. Als diese durchgekohlt waren, sank ihr Körper herunter. Funken wirbelten auf, und die Flammen verrichteten ihr gnadenloses Werk.

Im gleichen Maße wie das Feuer verflackerte und kleiner wurde, so verstummte auch nach und nach der Gesang. Schließlich blieben die Tanzenden stehen. Stumpf blickten sie in die Flammen. Und in die Augen stahl sich ein Erkennen, ein Begreifen der schrecklichen Tat, die sie begangen hatten.

Sie schauderten. Sie wussten nicht, wie ihnen geschehen war, fanden keine Erklärung für das Unsagbare.

Der Henker, der die ganze Zeit starr dagestanden hatte, setzte sich wieder in Bewegung. Er ging in die Richtung, aus der er gekommen war. Scheu wichen die Leute vor ihm zurück. Schweigend machten sie ihm Platz. Schon bald war er zwischen den Häusern verschwunden.

Allmählich kehrte auch in die Schaulustigen das Leben zurück.

Sorgsam vermieden sie es, sich in die Augen zu schauen. Es war, als hätte jeder Angst vor den Blicken des anderen.

Eilig verließen sie den Dorfplatz, begaben sich in ihre Häuser und verriegelten Türen und Fenster. Wer die Eindrücke des Erlebten nicht ertragen konnte, griff zum Schnapskrug und versuchte, dort sein Vergessen zu finden.

Nur einer blieb von all dem unberührt. Der hagere, hoch gewachsene Mann. Er grinste bösartig, kratzte seine Geiernase. Dann nickte er zufrieden. Er warf noch einen letzten Blick auf den Scheiterhaufen, dessen Reste nur noch schwelten, dann schloss er das Fenster.

Keiner hatte bemerkt, dass er gar nicht dabei gewesen war, als man die Hexe verbrannt hatte. Und niemand hatte gesehen, dass er von seinem Haus aus alles beobachtet hatte.

Das war auch gut so. Denn niemand aus der Dorfgemeinschaft sollte wissen, dass er zu einem willenlosen Werkzeug gemacht wurde, zu einer Kreatur, mit der man anfangen konnte, was man wollte.

»Diese Idioten«, lachte der Hagere auf. »Sie sind ja so dumm. Doch das ist auch gut so. Sollen sie ruhig glauben, sie hätten einer gerechten Sache gedient. Und selbst wenn sie es merkten, sie würden es doch nicht begreifen.«

Der Hagere lachte noch einmal hämisch auf, dann löschte er das Licht und verließ den Raum.

***

Einem Roboter gleich setzte der Henker seinen Weg fort. Er führte ihn zum Dorfrand und dort zu einem alten verwitterten Haus.

Er trug immer noch seine Kapuze, die ihn unkenntlich machte und dank der er noch immer unerkannt war. Seine Augen waren stumpf geworden, müde, so als wäre aller Lebenswille aus dem Mann

gewichen.
Er wusste nicht, was er tat, hätte nie begriffen, dass er der Schrecken der ganzen Gegend um das Dorf Coryhead geworden war.
Denn wenn er erschien, dann musste wieder eine Frau ihr Leben lassen, von der man sagte, dass sie eine Hexe wäre.
In gewissen Abständen wurde der Mann aus seinem normalen Lebensrhythmus gerissen und musste einer Stimme folgen, die ihm den Weg wies und ihm befahl, was er zu tun hatte. Zuerst hatte er sich verzweifelt dagegen gewehrt. Doch es war ihm nicht gelungen, den fremden und rätselhaften Einfluss auf seine Gedanken zu verdrängen.
Jetzt hatte er sich unbewusst daran gewöhnt. Er folgte den stummen, nur ihm verständlichen Befehlen, um dann wieder zurückzukehren in das normale Leben eines Fischers, der sein kärgliches Dasein fristete.
So auch jetzt. Seine Mission war beendet, und er war auf dem Heimweg.
In seiner Gleichgültigkeit bemerkte er nicht, dass er verfolgt wurde.
Bud McPeters, ein kleiner Mann mit einem ansehnlichen Kugelbauch, schlich hinter ihm her. McPeters hatte der schrecklichen Zeremonie auf dem Marktplatz nicht beigewohnt. Er hatte irgendwo gelegen und seinen Rausch ausgeschlafen. Es war allgemein bekannt, dass er dem billigsten Fusel reichlich zusprach und dass er öfter in einem der Bootsschuppen Unterschlupf suchte, um dort den Tag zu verbummeln.
Darum hatte ihn auf dem Marktplatz auch niemand vermisst.
Erst das wilde Geschrei seiner Mitbürger hatte ihn geweckt und hinausgetrieben. Als er auf dem Platz angekommen war, hatte das grausige Schauspiel bereits sein Ende gefunden. Nur die Reste des Scheiterhaufens verrieten ihm, was geschehen war. Und das bedrückte Schweigen der Menschen erzählte ihm den Rest.
Ein letzter Rest Vernunft sagte ihm, dass das, was passiert war, nicht ungerächt bleiben durfte. Schon wieder hatte man das Leben einer Unschuldigen vernichtet. Die wievielte eigentlich schon?
Und immer wenn so etwas geschah, war auch der geheimnisvolle Hexenhenker da und vollstreckte das Urteil, das von den Menschen gefällt worden war.
Nein, dem Henker musste das Handwerk gelegt werden. Und jetzt trieb ihm der Zufall das Objekt seiner Überlegungen in die Arme.
Als er die Schritte vernahm, sagte ihm der Instinkt, dass er sich verstecken sollte. Hastig drückte er sich in eine Tornische und behielt den Weg zwischen den Häusern aufmerksam im Auge.
Er erschrak, als er die Kapuze sah. Der Henker! Dieser Satan in Menschengestalt! Ihm würde er folgen, ihn nicht mehr aus den Augen lassen, ihn seiner Strafe zuführen.
Wie ein Schemen huschte er hinter dem Unbekannten her und bemühte sich, kein Geräusch zu verursachen. Mit erstaunlicher

Behändigkeit wusste Bud McPeters jede Deckung auszunutzen.

Als der Vermummte ein Haus am Rande des Dorfes betrat, wusste McPeters, wen er vor sich hatte. Er wollte sich nur noch genau vergewissern.

In einem Gebüsch nahe bei dem Haus verharrte er. Es dauerte nur eine kurze Weile, bis hinter einem der Fenster Licht aufflackerte.

McPeters huschte darauf zu. Leise knirschte der Sand unter seinen Schuhsohlen.

Zögernd richtete er sich auf und schaute in das erleuchtete Zimmer hinein.

Der Mann in der schwarzen Pumphose und dem roten Wams war gerade dabei, die Kapuze von seinem Kopf zu streifen.

Bud McPeters hatte es zwar geahnt, wusste aus dem Gang auf die wahre Identität des Vermummten zu schließen, trotzdem konnte er die Wahrheit nicht fassen.

Er kannte den Mann, ja, hatte seine ganze Familie gekannt. Es durfte nicht wahr sein. Narrten ihn seine Augen? Wurde er verrückt?

Und doch, er hatte sich nicht geirrt. Es war der Sohn des alten Thromby – Douglas, der täglich hinaus auf die See fuhr, um sich den Lebensunterhalt zu sichern.

Und Douglas Thromby wollte am nächsten Tag heiraten! Ophelia Killaern, die Tochter des Kaufmannes, war ihm versprochen. Die Hochzeit war schon seit langem festgesetzt.

Die Hochzeitsgäste waren eingeladen. Ein großes Fest sollte stattfinden.

Doch niemand ahnte, wer sich hinter der Maske des Bräutigams verbarg.

Bud McPeters straffte sich. Niemand? Er wollte es sagen, er wollte seinen Mitbürgern die Augen öffnen, wollte ihnen die grausige Wahrheit ins Gesicht schleudern.

Er brauchte noch nicht einmal lange zu warten. Am nächsten Tag wäre es so weit. Dann nämlich sollte in der kleinen Kapelle des Dorfes die Hochzeit stattfinden. Die Hochzeit zwischen Ophelia Killaern und Douglas Thromby, dem Hexenhenker von Coryhead.

***

Der nächste Tag zeigte sich von seiner besten Seite. Die Sonne schien vom Himmel und übergoss alles mit ihrem goldenen Schein.

Vergessen waren die Ereignisse des vorigen Tages. Fleißige Hände hatten noch in der Nacht die Spuren der Hexenverbrennung beseitigt, und nichts erinnerte mehr daran. Auch die Beteiligten wussten nicht mehr, was geschehen war. Nur ein dumpfer Druck auf ihren Seelen deutete das Schreckliche an. Aber alle waren bemüht, diesen Druck zu verdrängen. Sie wollten nichts wissen und wollten weiter unbehelligt

leben.

Vor der kleinen Kapelle des Dorfes hatte sich eine bunte Schar versammelt. Der Pfarrer von Rintayne, einem anderen Fischerdorf in der Nähe, wollte seinem Amtsbruder bei der Hochzeitsfeier assistieren. Das ganze Dorf war auf den Beinen, denn alle waren eingeladen zu dem großen Festmahl, das nach der Messe unter freiem Himmel abgehalten werden sollte.

Scherzworte flogen hin und her. Nur einem aufmerksamen Beobachter und Zuhörer wäre die Verkrampftheit aufgefallen, mit der sich die Anwesenden bemühten, den Eindruck einer ausgelassenen Gesellschaft zu vermitteln. Keiner schien sich so recht zu freuen.

Ein Raunen ging durch die Menge, die auch aus Bewohnern anderer Dörfer bestand. Eine Hochzeit war immer ein Ereignis, und das Leben in diesem Landstrich Englands war so wenig abwechslungsreich, dass man jede Gelegenheit wahrnahm, dem Alltag für eine kurze Zeit zu entfliehen.

Vom Marktplatz her näherte sich eine Kutsche, die von vier Pferden gezogen wurde. Es war der Wagen der Braut. Die Kutsche war offen, und weit wehte ein weißer Schleier im Wind.

Vor der Kirche kam die Kutsche zum Stehen. Christopher Killaern, der Vater der Braut, stieg als Erster aus und half seiner Tochter. Galant reichte er ihr die Hand, die sie dankbar ergriff. Leichtfüßig sprang das Mädchen aus der Kutsche.

Ihre blauen Augen blitzten. Sie war eine Schönheit, und nicht wenige von den jungen Männern des Dorfes beneideten den Bräutigam Douglas Thromby um seine Eroberung.

Douglas hatte vor der Kirche gewartet, wie es der Brauch war.

Jetzt trat er einige Schritte vor.

Ophelia Killaern blickte sich suchend um, entdeckte ihren Liebsten und flog ihm geradezu entgegen. Ihr Gesicht erstrahlte in einem glücklichen Lächeln.

»Oh mein Liebling, bald sind wir vereint. Dann kann uns nichts mehr trennen, nur der Tod.«

Douglas Thromby war auffallend blass. Als er die Worte seiner Braut hörte, schüttelte er schwermütig den Kopf.

»Sprich jetzt nicht vom Tod, Ophelia. Jetzt ist nicht der Moment dafür. Wir wollen uns lieber freuen und glücklich sein, ja?«

Ophelia nickte. »Ich habe es auch nur so dahergesagt. Ja, wir wollen uns freuen und glücklich sein.«

Mittlerweile war auch der Vater der Braut herangekommen. Er schüttelte Douglas kräftig die Hand.

»So, mein Junge. Pass gut auf meine Tochter auf.« Er drohte scherzhaft mit dem Finger. »Und wenn du sie nicht glücklich machst, dann nehme ich sie dir wieder fort, verstanden?«

Der junge Douglas Thromby wehrte lachend ab. Er strich sich die dunklen Locken aus der Stirn. Sein jungenhaftes Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an. »Ich werde sie glücklich machen, Schwiegervater. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Nein! Niemanden wirst du glücklich machen!«

Wie ein Peitschenhieb waren die Worte erklungen. Verdutzt drehte sich der alte Killaern um.

»Wer wagt es, hier die Feier zu stören? Er soll vortreten!«

Eine abgerissene und zerlumpte Gestalt drängte sich durch die Menge der Hochzeitsgäste. Es war Bud McPeters. Alle kannten ihn.

Nahezu ein jeder hatte ihn schon über die Dorfstraße wanken gesehen, wenn er wieder einmal einen über den Durst getrunken hatte.

Was wollte er jetzt hier? Warum störte er durch sein Geschrei? Gerade er musste sich doch am meisten auf die Feier gefreut haben. Sollte doch der Wein in Strömen fließen, und konnte er sich endlich einmal satt essen, zumal es ihn noch nicht einmal etwas kosten sollte.

»Nein, Killaern! Du wirst deine Tochter dem da nicht zur Frau geben. Denn wenn du es tust, wird über sie und all ihre Angehörigen das Unglück hereinbrechen.« Die Stimme des Säufers war heiser.

Doch sein Blick war fest. Entschlossen presste er die blutleeren Lippen aufeinander.

Es war totenstill geworden.

Die beiden Priester erschienen auf den Stufen der Kirche.

Father Ambrose, der Pfarrer von Coryhead, räusperte sich.

»Bud, du alter Säufer. Störe uns nicht. Du bist wahrscheinlich wieder betrunken. Also scher dich zum Teufel! Verschwinde!«

»Nichts werde ich, Vater. Ich habe nämlich etwas beobachtet – etwas Unglaubliches. Wisst ihr noch, wie ihr gestern die Hexe verbrannt habt? Jennifer, das Mädchen, das wir alle so gern gemocht haben? Habt ihr nicht immer Angst, wenn der Hexenhenker erscheint und eine aus eurer Mitte reißt? Zittert ihr nicht alle vor ihm? Presst es euch nicht die Herzen zusammen, wenn seine rote Kapuze erscheint?«

Die Leute wichen unwillkürlich zurück. Der Hauch des Todes hatte sie gestreift. Ja, der Alte hatte Recht. Sie alle fürchteten sich vor dem Vermummten. Und niemand wusste, wer sich unter der Kapuze verbarg. Oft schon hatten sie sich gefragt, wer es wohl sein mochte. Keiner wusste eine Antwort.

Bud McPeters griff in die Leinentasche, die er an einem Strick über seiner Schulter hängen hatte. Wie gebannt starrten die Umstehenden ihn an.

Mit einer ruckartigen Bewegung tauchte die Hand wieder auf. Die Finger umklammerten etwas Rotes, ein Tuch, wie es schien. Wie eine Siegesfahne reckte der Säufer es hoch.

»Schaut her! Wisst ihr, was das ist? Nein? Schaut es euch genau an! Gestern noch habt ihr alle es gesehen! Gestern Nachmittag, als Jennifer auf dem Scheiterhaufen ihr junges Leben lassen musste. Und auch vorher schon habt ihr es zu Gesicht bekommen. Immer dann, wenn wieder eine Hexe hingerichtet wurde! Na, dämmert es euch?«

Die Menschen wurden blass. In ihren Gedächtnissen regte sich etwas. Sie wussten nicht zu sagen, was es war. Eine Erinnerung, ein flüchtiger Eindruck, der ihnen Schauder über die Rücken jagte und sie frösteln ließ. Dieses Rot, sie kannten es wohl, wagten es jedoch nicht auszusprechen. Schatten der Vergangenheit stiegen in ihnen auf, verdichteten sich zu Bildern des Grauens.

»Die Kapuze des Henkers.«

Einer der Hochzeitsgäste hatte es geflüstert. Keiner kümmerte sich mehr um das Brautpaar.

Douglas Thromby war totenblass geworden. Seine Knie wurden schwach. Er schwankte. Ophelia schaute ihn an, las die Wahrheit in seinen Augen, wollte sie jedoch nicht wahrhaben.

»Die Kapuze des Henkers.«

Die Nachricht pflanzte sich fort, geisterte durch die Reihen der Wartenden.

Zufrieden schaute Bud McPeters in die Runde. Jetzt stand er im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Kein Wort mehr davon, dass er allen nur als Trinker und Tunichtgut bekannt war.

»Ja, ihr habt richtig gesehen – die Kapuze des Henkers. Gestern habe ich sie mir geholt. Und wisst ihr, wer sie getragen hat, wem sie gehört?«

Der alte Killaern mischte sich ein.

»Nun sag schon, was du weißt, Bud! Und gib uns keine Rätsel auf, die wir allein nicht lösen können! Sprich!«

Bud machte einige Schritte auf das Brautpaar zu. Er streckte einen Arm aus und zeigte auf Douglas Thromby. Voller Hass schleuderte er ihm die Kapuze vor die Füße.

»Dein Spiel ist aus, Hexenhenker von Coryhead. Ich habe dich gestern Abend verfolgt und konnte miterleben, wie du sie abgestreift hast. Danach hat er sich zu Bett gelegt, als wäre nichts geschehen. Es war mir ein Leichtes, sie aus seinem Zimmer herauszuholen. Seht euch den Satan an. Er ist es, der unsere Frauen verfolgt, der sie hinmordet. Er hat die Macht über uns, die uns zu immer neuen Gräueltaten treibt. Seht ihn euch doch an, wie er zittert und um sein jämmerliches Leben bangt!«

Wirklich, Douglas bebte an allen Gliedern. Seine Augen glühten wie Kohlen in seinem Gesicht. Er wollte etwas sagen, riss den Mund auf, brachte aber keinen Laut hervor. Abwehrend hob er die Hände, stolperte zurück.

Killaern, Ophelias Vater, fand als Erster die Sprache wieder.

»Stimmt das, Douglas? Ich glaube es nicht. Sag, dass es nicht wahr ist. Sag es allen. Glaub dem Trinker nicht. Er weiß nicht, was er spricht!«

Douglas versuchte wieder, ein Wort hervorzubringen. Es gelang ihm nicht. Nur undeutliches Gestammel drang aus seinem Mund.

Dabei schüttelte er den Kopf.

»Stimmt es? Ich frage dich noch einmal – stimmt es?«

Douglas Thromby schwankte, fing sich wieder. Schwerfällig wandte er sich um. Langsam setzte er sich in Bewegung. Mit gesenktem Haupt wollte er sich aus dem Kreis der Hochzeitsgäste entfernen.

Ophelia, seine Braut, presste eine Hand vor den Mund. Ihr Gehirn wollte es nicht begreifen, konnte das Unglaubliche nicht verstehen.

»Nein«, schrie sie auf. »Nein, sag, dass es nicht wahr ist, Douglas. Um uns und um unserer Liebe willen, sag ihnen, dass es nicht stimmt!«

Douglas schien es nicht gehört zu haben. Schritt für Schritt wich er vor ihr zurück.

»Bleib«, röchelte er. »Bleib, sonst wirst auch du ein Opfer des Satans. Geh weg. Ich bin besessen. Jetzt weiß ich es. Jetzt endlich begreife ich, was mit mir vorgeht. Lasst mich! Vergebt mir!«

Dies war für die Menschen das Stichwort. Für sie kam diese Bitte einem Schuldbekenntnis gleich. Nun kannten sie kein Halten mehr.

Unter wildem Geschrei lösten sie sich aus ihrer Erstarrung und stürzten sich auf den jungen Mann. Fäuste packten ihn, hielten ihn fest und rissen ihn zu Boden.

Er machte keine Abwehrbewegung. Willenlos ließ er alles mit sich geschehen.

Father Ambrose drängte sich durch die wütende Menge.

»Halt! Haltet ein! Erst will ich ihn fragen, ob er der Henker ist!«

Nur widerwillig machten die Dorfbewohner ihm Platz. Einige Schläge hatten den jungen Mann ins Gesicht getroffen. Schwer atmend lag er am Boden. Blut sickerte aus seinem Mundwinkel.

Der Geistliche beugte sich über ihn.

»Douglas Thromby, stimmt es, was man gegen dich vorbringt? Ist es wahr, dass du der Hexenhenker bist?«

Douglas blickte ihn flehend an.

»Vergebung, Vergebung«, war alles, was er herausbringen konnte.

»Dann stimmt es also«, stellte der Priester fest. Ernst blickte er dem jungen Mann in die Augen. »So helfe dir Gott.«

Er trat zurück. Da drängte sich Ophelia an ihm vorbei und sank in die Knie. »So hört doch, Leute, er kann nichts dafür. Nicht er ist es, der die Untaten an den unschuldigen Frauen begeht. Ein anderer hat Macht über ihn. Er sorgt dafür, dass Douglas als Henker auftritt. Ich weiß es genau, denn ich kenne ihn doch so gut. Wir wollen doch

heiraten.«

Eine Hand legte sich auf ihre Schulter. Sie schaute hoch. Es war ihr Vater. Heftig riss er sie von dem Liegenden zurück.

»Lass ihn los! Er hat sein Leben verwirkt. Zu viel Schrecken hat er über uns gebracht. Nie wird er dein Mann sein. Und wenn ich dafür sterben müsste!«

»Vater, ich liebe ihn doch«, schluchzte das Mädchen auf. »Ich liebe ihn doch. Er ist nicht schlecht. Ich weiß es! Vater, hab doch Mitleid mit ihm. Er kann nichts dafür!«

»Nein, Ophelia. Er muss sterben!« Er erhob seine Stimme und übertönte das Gemurmel der anderen, die ihn umdrängten.

»Hängt ihn auf! Lasst ihn qualvoll sterben. Er soll zur Hölle fahren!«

Damit hatte er das Zeichen gegeben. Douglas wurde vom Boden hochgezerrt. Aus der feierlichen Gesellschaft war eine blutrünstige Meute geworden. So wie sie die unschuldigen Frauen in ihrem Wahn als Hexen verbrannt hatten, so stürzten sie sich jetzt auf den jungen Mann, der nicht wusste, wie ihm geschah.

Unter lautem Gejohle schleifte man ihn auf den Marktplatz zu der alten Eiche. Irgendjemand hatte einen Strick geholt. Schnell war eine Schlinge geknüpft. Sie wurde dem armen Douglas Thromby um den Hals gelegt. Dann warf jemand das freie Ende des Seils über einen Ast.

Die ganze Zeit über hatte der junge Mann keinen Ton gesagt. Doch jetzt schien er den ersten Schock überwunden zu haben. Er stieß die, die ihn festhielten, zurück.

»So soll es also mein Schicksal sein, für mich und auch für euch. Doch höret, mich trifft keine Schuld an den Geschehnissen der Vergangenheit. Ich wurde getrieben, die Taten zu begehen. Sie sind nicht meinem Geist entsprungen. Da ich von euch keine Gnade zu erwarten habe, empfehle ich meine Seele dem Herrn im Himmel. Er soll über mich richten. Seiner Gnade vertraue ich mich an.«

»Schweig«, donnerte der Priester. »Gotteslästerer, jetzt hast du endgültig das Urteil über dich gesprochen. Hängt ihn auf, Leute. Er weiß nicht, was er redet!«

Drei, vier Leute, die kräftigsten Männer des Dorfes, hängten sich an das freie Ende des Strickes. Unter wildem Geschrei rissen sie den Armseligen hoch, ruhten nicht eher, als bis sich seine Füße zwei Meter über dem Erdboden befanden.

Douglas zuckte noch einmal mit den Beinen, dann rührte er sich nicht mehr.

Ophelia schleppte sich heran. Schluchzend sank sie zu Boden. Sie hob den Blick zum Himmel.

»Du dort oben weißt, dass ihn keine Schuld trifft. Hab Gnade mit ihm und schenke ihm die ewige Seligkeit. Doch ich werde ihn rä- chen. Ich werde den wahren Hexenhenker stellen. Und wenn ich mich mit den

Mächten des Bösen verbünden müsste.«
Dann versank sie in eine tiefe Ohnmacht. Einige der Männer hoben sie behutsam vom Boden auf und trugen sie fort. Die anderen stürmten zum Haus des Gehängten und steckten es in Brand. Vorher jedoch plünderten sie es.

Als sie das Gebäude durchsuchten, fanden sie auch die schwarze Hose und das rote Wams. Überdies entdeckten sie ein Henkerbeil, das ihnen den endgültigen Beweis lieferte. Douglas Thromby war der Hexenhenker gewesen! Doch nun hatten sie endlich Ruhe vor ihm.

Ophelia lag drei Tage bewusstlos im Haus ihres Vaters. Dann war sie plötzlich verschwunden. Der Vater ertrug den Verlust der Tochter nur schwer, aber mit der Geliebten eines Henkers wollte auch er nichts zu tun haben, selbst wenn sie seine eigene Tochter war.

Später wussten einige Fischer zu berichten, dass das Mädchen sich in ihrer Verzweiflung in die Fluten der irischen See gestürzt hatte, wo sie ertrunken war. Die Leiche wurde nie gefunden.

Das Henkerbeil aber wurde in der Kirche des Dorfes aufbewahrt, wo es zu einer Attraktion für Feriengäste und andere Neugierige wurde.

Im Laufe der Jahre entstanden Legenden und Sagen um die Ereignisse von 1625. Der hagere, hoch gewachsene Mann, der zu der damaligen Zeit in dem Dorf gelebt hatte und bei der Hinrichtung der Hexe und des jungen Douglas Thromby hämisch grinsend zugeschaut hatte, tauchte in diesen Erzählungen nicht auf. Niemand schien sich an ihn erinnern zu können.

Douglas Thromby wurde auf dem Friedhof von Coryhead in der Familiengruft beigesetzt. Da die Thrombys weiter keine Nachkommen gehabt hatten und Douglas der Letzte dieses Namens gewesen war, verschloss man die Gruft mit einer tonnenschweren Steinplatte.

Noch Jahre später glaubten Besucher des Friedhofs, aus der Gruft Geräusche zu hören. Einige meinten sogar, die Worte »Habt Erbarmen! Habt Erbarmen!« verstehen zu können. Doch diese Berichte wurden als Produkte einer überreizten Fantasie abgetan, und die Geschichte deckte den Schleier des Vergessens über die schrecklichen Ereignisse im Jahre des Herrn 1625.

***

Jahrhunderte vergingen, doch die Generationen der Bewohner von Coryhead wurden, ohne dass sie es auch nur ahnten, immer wieder aufs Neue mit den Taten ihrer Vorfahren konfrontiert. Im Kirchenbuch des Dorfes mehrten sich Eintragungen, die besagten, dass wieder ein Mitbürger spurlos verschwunden war.

So ganz stimmten die Angaben allerdings nicht. Man hatte die Vermissten doch gefunden. Immer lagen sie am Strand und waren geköpft. Dass man diese schlimmen Vorkommnisse mit den

Ereignissen im siebzehnten Jahrhundert in Verbindung brachte, lag natürlich nahe.

Jedoch die Funde verschwieg man hartnäckig. Es hieß nur, dass die böse Ophelia sich wieder ein neues Opfer geholt hatte. Die Nachkommen der Menschen, die bei der verhängnisvollen Hochzeitsfeier dabei gewesen waren, waren oft entschlossen gewesen, den Ort zu verlassen und sich irgendwo anders anzusiedeln.

Nur schien sie eine geheimnisvolle Kraft immer wieder zurückzuhalten. Sie schafften es einfach nicht, dem Fischerdorf den Rücken zu kehren.

So blieben sie dann und ergaben sich in ihr Schicksal. In ewiger Todesfurcht abgestumpft, wurden sie immer unnahbarer, immer misstrauischer. Fremde kamen schon seit Jahren nicht mehr zu Besuch, und verlassen hing das Henkerbeil in der Kirche, wo es von Zeit zu Zeit von Reisegruppen besichtigt wurde.

Die Reisenden beeilten sich immer sehr schnell, weiterzukommen.

Zu bedrückend war die Stimmung und die Atmosphäre in der winzigen Ortschaft.

Und immer, wenn wieder einer aus der Mitte der Fischer gerissen wurde, war am Tage vorher das Henkerbeil von seinem Platz verschwunden.

Und immer, wenn man den Toten gefunden hatte, hing es wieder da – dann jedoch blutbeschmiert.

Niemand fand sich, der den Mut aufbrachte, das Geheimnis von Coryhead aufzuklären. Es sollte Jahre dauern, bis es endlich so weit war.

Doch vorher sollte noch etwas Schreckliches geschehen…

***

Brian McPeters, der Sohn von Titus McPeters, einem Fischer von Coryhead, verdiente sein Geld auf eine zwar nicht ganz saubere, jedoch in dieser Gegend nicht gerade unübliche Weise. Er schmuggelte alles, was nicht niet- und nagelfest war und sich ohne große Schwierigkeiten auf dem wurmstichigen Kahn seines Vaters verstecken ließ.

›Mescalina‹ hieß der alte Kahn und er war der ganze Stolz des alten McPeters, der, wenn er mal nüchtern war, allen erzählte, dass er schon die Weltmeere kreuz und quer befahren habe und sich in den Freudenhäusern aller bedeutenden Häfen auskenne. Wer diese abenteuerlichen Erzählungen nicht auf Anhieb glauben wollte, dem drohte der alte Titus sofort Prügel an und empfahl ihm, sich schon eine Ecke auszusuchen, in die er fliegen wollte.

Doch niemand im Dorf nahm seine Reden ernst.

Sein Sohn Brian war sein ganzer Stolz, auch wenn er von der Polizei

gesucht wurde. Schließlich profitierte auch der Alte von den nächtlichen Ausflügen seines Sprösslings.

In dieser Nacht war es wieder einmal so weit. Brian hatte wieder eine Ladung an Bord, die ihm wieder einiges einbringen sollte.

An der schottischen Küste hatte er Whiskyfässer geladen, natürlich gefüllt, und zwar mit dem besten Stoff, den Schottland zu bieten hatte.

Brian hatte Abnehmer dafür, die das edle Getränk weiter nach Skandinavien transportierten, wo sie es zu Höchstpreisen absetzen konnten.

Angespannt starrte Brian in die Dunkelheit. Der Mond hatte sich hinter Wolkenbänken versteckt, und der Schmuggler war nur auf seinen Kompass und später auf Positionslichter an der Küste angewiesen.

Er hatte mit seinem Vater verabredet, dass dieser altes Gesträuch und Äste verbrennen sollte, sobald er ein Lichtzeichen mit dem Handscheinwerfer bekam.

Die See war rau. Laut krachend liefen die Wellen gegen den Schiffskörper. Wie eine Nussschale tanzte die ›Mescalina‹ auf den Wellen und ächzte in allen Fugen. Wenn Brian das Boot nicht so gut gekannt und so viel Vertrauen in sein sprichwörtliches Glück gehabt hätte, dann hätte er wohl den Kahn seinem Schicksal überlassen; doch erstens war ihm die Ladung zu wertvoll, und dann hatte er vor seinem Vater eine Heidenangst. Alles hätte dieser ihm verziehen, nur nicht, wenn er sein »stolzes« Schiff hätte untergehen lassen.

Gischt sprühte dem jungen Mann ins Gesicht. Das Salzwasser brannte auf seiner Gesichtshaut. Seine Lippen waren aufgesprungen, und er verfluchte sich schon, dass er diese Fahrt überhaupt unternommen hatte.

Das Steuerruder hatte er festgezurrt. Krampfhaft hielt er sich an den Speichen fest und hoffte, dass er es bald geschafft hätte.

Er krempelte den Ärmel seiner Öljacke zurück und schaute auf das Leuchtzifferblatt seiner Uhr. Wenn alles klappte, dann musste er noch zehn Minuten warten, bis er mit dem Handscheinwerfer das verabredete Zeichen geben konnte.

Hoffentlich war der Alte nicht wieder besoffen und eingeschlafen.

Diese Trinkerei seines Vaters machte ihn noch rasend. Wenn er es wenigstens in den Nächten, wenn Brian unterwegs war, hätte lassen können.

Einmal hätte es beinahe ein Unglück gegeben. Da hatte er den Scheinwerfer geschwenkt, und am Ufer hatte sich nichts gerührt.

Immer wieder hatte er geblinkt. Doch nichts.

Glücklicherweise war der Mond in diesem Augenblick aus den Wolken herausgekommen, und er hatte das Boot selbst und ohne Orientierungshilfe unter Land steuern können.

Und als er ins Haus kam und wütend seinen Vater suchte, da war dieser am Küchentisch eingeschlafen. Sein Kopf lag in einem Teller, und in seinen schütteren strohblonden Haaren klebten die Reste des Abendessens. Viel hätte damals nicht gefehlt, und er hätte seinen Vater kurzerhand zusammengeschlagen.

Ja, der Hang zum Prügeln lag in der Familie. Und Brian konnte nicht gerade behaupten, dass er im Dorf Freunde hatte. Weder männliche noch weibliche. Besonders die Mädchen gingen ihm aus dem Weg. Und er lag nicht selten in seiner Kammer wach im Bett und träumte mit offenen Augen davon, ein Mädchen in den Armen zu halten.

Plötzlich wurde Brian aus seinen trüben Gedanken gerissen. Sein Kopf ruckte hoch. Was hatte das denn zu bedeuten? Hatte der Alte etwa schon sein Feuer entfacht?

Verdutzt blickte Brian erst auf seinen Handscheinwerfer, dann wieder zum Ufer. Er hatte sich nicht getäuscht.

Dort existierte wirklich ein Lichtschein. Weißlich und von seltsamer Kälte. Auf jeden Fall stammte dieses Licht nicht von einem Holzfeuer. Das war ihm sofort klar.

Doch was sollte es sonst sein?

Brian bückte sich. Er öffnete einen an Deck verschraubten Holzkasten und holte ein schon ziemlich lädiertes Fernglas heraus.

Er hängte sich den Lederriemen um den Hals und schaute hindurch.

Zu seiner Verwunderung konnte er nichts erkennen. Gut, der Lichtschein war größer geworden und heller, so hell, dass er ihn fast blendete, aber erkennen konnte er immer noch nichts. Ohne zu flackern erhellte dieser ovale, rätselhaft materielose Lichtfleck die aufgepeitschten Wogen.

Und dann fiel dem Schmuggler etwas auf. Der Lichtschein näherte sich. Erst unmerklich, dann immer schneller. Bald schon füllte er das ganze Gesichtsfeld des Fernglases aus. Brian musste das Glas von den Augen nehmen, so hell war der Lichtfleck geworden, und er hatte das Gefühl, er würde ihm die Augen aus dem Schädel brennen.

Brian strich sich über sein unrasiertes Kinn. Das verstand er überhaupt nicht. Sollte er schon unter Halluzinationen leiden? Er griff nach dem Steinkrug, der in einer Halterung gesichert war, und nahm einen kräftigen Schluck Whisky.

Dann blickte er wieder in Richtung Ufer.

Seine Augen hatten ihm keinen Streich gespielt. Der Lichtfleck war tatsächlich vorhanden und wuchs von Sekunde zu Sekunde. Er kam immer näher, schien geradezu heranzuspringen.

Brian schüttelte den Kopf. Das verstand er nicht. Er hatte zwar schon von Elmsfeuern gehört, doch die gab es in dieser Gegend mit Sicherheit nicht. Auch sah es überhaupt nicht nach einem Gewitter aus.

Seine Gedanken jagten sich. Diese Erscheinung hatte es offensichtlich auf ihn abgesehen. Zumindest kam sie genau auf ihn zu. Und das genügte ihm, um ihn aus seiner Erstarrung zu reißen. Entschlossen löste er den Strick um das Steuerruder und warf es herum.

Nichts wie weg von hier, war sein einziger Gedanke. Unter Umständen war es ein Polizeiboot, und man hatte nur auf ihn gewartet.

Wenn er den in die Finger bekam, der ihn verpfiffen hatte! Dem würde er sämtliche Zähne einschlagen.

Das Boot beschrieb einen weiten Bogen. Die Planken ächzten wie unter Protest auf. Doch dann fasste die Schraube und schob das Boot vorwärts. Auf und nieder tanzte es, und Brian musste sich mit aller Kraft an das große Ruderrad klammern, um nicht von den Brechern von Bord gespült zu werden.

Er dachte schon daran, die Ladung einfach ins Meer zu werfen und sich ganz dumm zu stellen, als er etwas hörte, das ihn zusammenzucken ließ.

»Brian! Brian McPeters! Hörst du mich?«

Sein Kopf ruckte herum. Wer rief da nach ihm? Hier, in der wilden See? Er litt wohl schon unter Wachträumen. Verdammt, die konnte er sich jetzt nicht leisten.

Er drehte seinen Kopf und starrte voraus. Dann ließ er das Rad los und tastete sich nach achtern. Bei den Fässern, die er auf Deck vertäut hatte, verharrte er. Einen Moment zögerte er noch. Dann siegte seine Angst. Noch einmal wandte er sich um und suchte den Lichtschein. Vielleicht zweihundert Meter entfernt schwebte er über den Wogen. Und wieder hörte Brian McPeters seinen Namen rufen.

»Brian! Brian McPeters, so höre doch! Hab keine Angst! Von mir droht dir keine Gefahr! Ich habe auf dich gewartet!«

Brian schüttelte den Kopf. Nein, was er nun sah, das war zu fantastisch. Er versuchte seine Augen zu verschließen. Er schaffte es nicht. Eine ihm unerklärliche Macht zwang ihn, die Augen weit offen zu halten und das unglaubliche Schauspiel zu verfolgen.

Der Lichtfleck veränderte seine Form, wurde ovaler und immer durchscheinender. Eine Gestalt schälte sich heraus. Es war ein wunderschönes Mädchen, das zum Vorschein kam und auf die ›Mescalina‹ zu schwebte.

So etwas hatte Brian noch nie gesehen. Er traute seinen Augen nicht. Doch sonderbarerweise hatte er kein bisschen Angst vor dieser Erscheinung. Ja, sie schien für ihn sogar etwas Beruhigendes und Beglückendes zu haben.

Das Mädchen trug ein weißes Kleid, ein Brautkleid. In fließenden Wellen wallte der Schleier über ihren Rücken. Ihr Mund war halb geöffnet. In ihren Augen lag eine unausgesprochene Verheißung, die

dem jungen Mann auf dem Schiff heiße Schauder über den Rücken jagte.

Er spürte, wie seine Knie nachzugeben drohten, so groß wurde in ihm die Begierde, dieses Mädchen zu besitzen. Sie stellte alles dar, was er sich in seinen wildesten Träumen erwünscht hatte.

Sehnsüchtig streckte er seine Arme aus und merkte nicht, wie er nach und nach die Macht über seinen Körper und über seinen Geist verlor. Sein Atem ging schwer, und seine Gedanken rasten.

»Brian! Brian McPeters. Ich habe auf dich gewartet. Hab keine Furcht. Ich will dich glücklich machen.«

Brian McPeters traute seinen Ohren nicht mehr. Dieses überirdische Wesen war zu ihm gekommen, hatte auf ihn gewartet?

Ein sehnsuchtsvoller Seufzer entrang sich seiner Kehle. Er breitete seine Arme aus, als wollte er das Mädchen damit umfangen.

Sie lachte silberhell auf. »Nicht so ungeduldig, mein Freund. Warte noch, dann wird es viel schöner für uns.«

Brian räusperte sich. Seine Stimme klang heiser.

»Wer bist du? Wo kommst du her?«

Die Erscheinung schwebte über dem Wasser neben dem Schiff her, das schwerfällig durch die Wellen stampfte. Sie schüttelte unwillig den Kopf. »Frag nicht so viel. Ich weiß, wer du bist. Das genügt uns doch, oder?«

Eine Hand hatte sie hinter dem Rücken verborgen, die andere streckte sie dem jungen Mann entgegen.

»So komm doch zu mir. Überleg nicht lange. Tu es.«

Brian löste zögernd seine Hände von den Seilen, mit denen die Whiskyfässer auf den Decksplanken festgezurrt waren.

Ein Brecher prallte gegen den Rumpf. Das Boot wurde hochgehoben und krachte hinunter in ein Wellental. Brian schien es nicht zu bemerken.

Mit einem verzückten Gesichtsausdruck kletterte er über die Reling und tat entschlossen einen Schritt ins Leere.

Und auch er schwebte nun über den Wellen!

Es verwirrte ihn nicht im Geringsten. Leichtfüßig eilte er auf das Mädchen zu, das die Sendbotin aus einer anderen Welt sein musste.

Wer sonst sollte ihm das Glück schenken, das er sich erträumte?

Die Hände der beiden berührten sich. Den jungen Mann durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag. Er blieb stehen, schwebte über den aufgepeitschten Wogen.

Er hob den Kopf, blickte der Erscheinung in die Augen. Deren Ausdruck hatte sich verändert. Wo vorher noch Zuneigung und Verheißung gestrahlt hatten, da brannte jetzt der nackte Hass.

Und plötzlich wurde auch Brian McPeters wieder in die Wirklichkeit dieser stürmischen Nacht zurückgeschleudert.

Auf einmal wusste er, dass er dieses Gesicht schon einmal gesehen hatte.

Es war Ophelia Killaern!

Ein Bild von ihr hing in einer Nische der kleinen Kapelle. Es war die Frau, die damals vor dreihundertfünfzig Jahren spurlos verschwunden war, nachdem man am Tage ihrer Hochzeit den Bräutigam in einer Orgie von Hass und Gewalt ums Leben gebracht hatte.

Brian erinnerte sich an die Erzählungen der Alten, die seit Generationen im Dorf herumgingen. Es musste Ophelia sein!

Und nun tauchte die Hand auf, die sie hinter ihrem Rücken verborgen gehalten hatte. Im Schein der Lichtwolke blitzte das Henkerbeil auf, das er schon so oft in der Kirche mit leisem Schauder betrachtet hatte.

Schlagartig wusste er, was das zu bedeuten hatte. Wenn das Beil von seinem Platz verschwand, musste wieder einer aus der Dorfgemeinschaft sein Leben lassen! Und er war der Einzige, auf den das zutreffen konnte.

Mit einem wilden Angstschrei wandte er sich um. Er wollte zurück zu seinem Schiff, glaubte in seiner bodenlosen Furcht, er würde sein Leben retten können.

Da holte die Geistererscheinung aus. Sie schwang das Henkerbeil hoch und ließ es mit einem pfeifenden Laut durch die Luft sausen.

Es traf den Mann im Nacken. Glatt fuhr die Schneide durch den Hals und trennte den Kopf vom Rumpf.

Der kopflose Torso machte noch einige Schritte in der Luft. Dann brach er nieder. Die geheimnisvollen Kräfte, die ihn über den Wogen in der Schwebe gehalten hatten, verschwanden, und er stürzte in die Wogen.

Die Geistererscheinung lachte noch einmal triumphierend auf, dann glitt sie eilig auf das nahe Ufer zu. Dabei verflüchtigte sich das Leuchten, das ihren Astralkörper erfüllt hatte. Bald war sie in der Finsternis nicht mehr zu erkennen.

Das Schiff stampfte führerlos auf den Strand zu.

Zwei Stunden später lief es unter einem lauten Krachen auf.

Die Leute, die zum Strand eilten, an der Spitze der alte Titus McPeters, standen vor einem Rätsel. Sie mussten den alten Mann beruhigen, der sich in seinem Schmerz ins Meer stürzen wollte.

Als der Tag graute, fand man angeschwemmt von den Wogen der irischen See den kopflosen Leichnam und nicht weit davon den Schädel.

Der Priester des Dorfes ahnte die schreckliche Wahrheit.

Sofort eilte er in die Kirche, um sich zu vergewissern.

Das Henkerbeil war blutverschmiert!

Der unheimliche Dämon hatte wieder ein Opfer gefunden… Wer

würde der Nächste sein?

***

Es war schon ziemlich spät, als in der Bibliothek des alten Schlosses im südlichen Loiretal das Telefon klingelte.

Professor Zamorra zuckte zusammen. Irritiert schaute er auf. Es klingelte ein zweites Mal.

Auf dem Gang draußen klangen Schritte auf.

»Ist schon gut, Nicole. Ich geh' dran!«

Professor Zamorra klappte das Buch, in dem er gelesen hatte, zu und erhob sich. Er stellte das Buch zurück ins Regal und war mit drei Schritten am Schreibtisch.

In das dritte Klingeln hinein hob er ab.

»Professor Zamorra, ja bitte?«

Beim Klang der Stimme am anderen Ende der Leitung nahm er unwillkürlich den Hörer ein Stück vom Ohr weg. Ein voluminöser Bariton dröhnte: »Hier ist Cousteau, Pierre Cousteau! Wie geht's dir, alter Koboldjäger? Hat's dir die Sprache verschlagen?«

Zamorra lachte. »Nein, nur die Ohren verstopft. Schrei doch nicht so. Wo brennt's denn?«

Pierre Cousteau war ebenso wie er Professor. Allerdings musste er sich an regelmäßige Arbeitszeiten halten. Schließlich war er der Leiter des parapsychologischen Instituts der Sorbonne in Paris. Er und Zamorra kannten sich seit ihrer Studienzeit, und wenn es die Umstände zuließen, dann trafen sich die beiden Gelehrten und tauschten ihre Erfahrungen aus.

»Also«, dröhnte Pierre Cousteau los, »ich hab da heute ein ganz dickes Ei erfahren. Dachte mir gleich, dass das das Richtige für dich sein muss. Immerhin kämpfst du auf unserem Wissensgebiet an vorderster Front.«

Zamorra wehrte lachend ab. »Übertreib mal nicht. Wenn meine Vorfahren nicht gewesen wären, würde ich wie du in irgendeiner Bücherstube versauern und mich ansonsten mit Studenten herumärgern, die alles besser wissen wollen. Was hast du denn für mich auf Lager?«

Mittlerweile war auch Nicole Duval, seine Assistentin, in den Raum getreten. Zamorra gab ihr durch ein Zeichen zu verstehen, sie solle die zweite Hörmuschel nehmen. Nicole Duval kam der Aufforderung sofort nach.

Sie hörte einige Sekunden zu, dann nahm ihr Gesicht einen ernsten Ausdruck an. Das Gleiche war bei ihrem Chef der Fall. Seine Stirn legte sich in Falten, und er presste die Lippen aufeinander.

Das, was Pierre Cousteau da berichtete, war aber auch nahezu unglaublich, wenn es auch stimmen musste, denn der Freund von

Professor Zamorra galt ebenfalls als Koryphäe auf dem Gebiet der Parapsychologie und hütete sich, Unwahrheiten oder Fantastereien in die Welt zu setzen.

»Ich habe erst vorgestern davon erfahren«, erzählte der Professor aus Paris, »und habe es zuerst einmal für ein Märchen gehalten. Doch dann habe ich mir aus der Anglistischen Fakultät die großen Tageszeitungen kommen lassen und musste feststellen, dass an der ganzen Sache doch etwas dran sein muss.«

Zamorra räusperte sich. »Pierre, nun spann mich nicht lange auf die Folter. Was ist eigentlich los? Bis jetzt verstehe ich nur Bahnhof.«

»Na dann pass auf und halt dich fest. Dass es in England in verschiedenen Gegenden spuken soll, ist dir ja nicht unbekannt. Dass man sogar diesen Spuk in bestimmten Häusern antreffen kann, weiß auch ein jeder. Sogar, dass Spukerscheinungen schon seit Generationen vorher beobachtet werden konnten. Das hier jedoch, sieht ganz anders aus. Während die klassischen Spukerscheinungen die armen Zeugen lediglich um ihren Schlaf bringen, endet der Spuk, von dem ich erfahren habe, für seine Zeugen tödlich. Zumindest muss es sich um einen Spuk oder etwas Ähnliches handeln, denn anders kann man sich die seltsamen Erscheinungen, die da beschrieben wurden, nicht erklären. Also, am Anfang der vorigen Woche wurde an der Nordküste von Wales, an der irischen See, ein alter Kahn angetrieben. So ein Motorboot, das kaum den Namen verdient. Durch den lauten Krach wurden die Einwohner des nächstliegenden Dorfes Coryhead oder so ähnlich aus den Betten gescheucht. Sie rannten zum Strand, sahen den Kahn, erkannten ihn auch, das heißt sie wussten, wem er gehörte, konnten den Skipper aber nirgendwo finden. Ein alter versoffener Fischer, dem dieser Stolz der englischen Flotte gehörte, konnte jedoch bezeugen, dass sein Sohn am Nachmittag vorher damit in See gestochen war, weil er in einem schottischen Küstendorf etwas zu erledigen gehabt hätte. Der Alte muss völlig außer sich gewesen sein. Man konnte ihn nur mit Mühe davon abhalten, eine Dummheit zu begehen. Die Leute beruhigten ihn, und man ging wieder zurück ins Bett, um seinen Schlaf fortzusetzen. Doch am nächsten Morgen machten die Fischer einen grausigen Fund. Als sie hinunter zum Strand gingen, fanden sie dort die kopflose Leiche des Vermissten. Der Kopf lag einige Meter entfernt im Sand. Die Kleider waren nass, demnach war die Leiche angeschwemmt worden. Du wirst jetzt vielleicht sagen, dass der arme Teufel auf offener See von einem anderen Boot überfallen worden ist. Mag schon sein. Ist auch sogar wahrscheinlich, denn der Sohn des Alten pflegte von Zeit zu Zeit recht einträgliche Schmuggeltouren zu unternehmen. Das ist für die Leute dort oben schon fast ein Sport, musst du wissen.«

Zamorra nickte unwillkürlich.

»Genau, Pierre, das wollte ich dir gerade entgegenhalten. Was habe ich nun mit dieser Angelegenheit zu tun?«

»Eine ganze Menge, wie ich glaube. Ein Reporter hat nämlich festgestellt, dass auf diese Art schon mehrere Leute aus dem Dorf ums Leben gekommen sind. Zwar nicht immer mit einem Schiff, jedoch stets hat man die Leichen kopflos am Strand gefunden. Mal lagen die Schädel daneben, mal nicht und manchmal mussten sie sogar Tage später angeschwemmt worden sein. Und der Priester des Dorfes beschwört, dass jedes Mal, wenn etwas Derartiges geschah, ein altes Henkerbeil, das in seiner Kirche hängt, eine blutige Schneide hatte. Auch in der letzten Woche. Es war nur ein Zufall, dass wir hier im Institut davon Wind bekamen. Einer unserer Studenten hält sich gerade im Zuge der Arbeiten zu seiner Promotion in England auf, um alte Archive zu durchstöbern. Er hat die ganze Sache hierher gemeldet und meinte, dass das für uns von Interesse sein könnte. Ich kenne den Knaben. Er gehört in meinen Übungen zu den Stars und steckt den ganzen Rest seiner Kommilitonen in die Tasche. Ein Spinner ist er mit Sicherheit nicht.«

»Gut, gut.« Zamorra wurde schon leicht ungeduldig. »Warum erzählst du mir das alles? Was habe ich damit zu schaffen? Wenn du etwas von mir willst, dann sag es bitte. Ansonsten lass uns über etwas anderes reden. Wir haben uns schließlich schon lange nicht mehr gesehen.«

»Ja doch, Zamorra, altes Haus. Sei nicht so grantig. Ich wollte dich wirklich um etwas bitten. Könntest du vielleicht die Zeit erübrigen und dir die Sache einmal an Ort und Stelle anschauen? Es müsste natürlich auf deine Rechnung geschehen. Einen offiziellen Auftrag kann ich dir nicht geben. Du weißt ja, was Bürokraten für Menschen sind. Und am schlimmsten sind sie, wenn man mit ihnen auf Gebieten zu tun hat, auf denen sie keine Ahnung haben. Ehe ich da eine Genehmigung für einen Staatsauftrag herausgeleiert habe, ist die Sache entweder schon in Vergessenheit geraten – oder der geheimnisvolle Geist, so will ich ihn einmal nennen – hat erneut zugeschlagen, im wahrsten Sinne des Wortes. Jetzt gib mir ja keinen Korb und behaupte, du hättest keine Zeit. Privatgelehrte wie du haben Zeit im Überfluss. Und dass du sie zu nutzen weißt, das steht ja manchmal sogar in den Zeitungen.«

Zamorra dachte nach. Die Angelegenheit klang interessant. Sollte er zusagen? Er schaute seine Assistentin fragend an. Sie erwiderte seinen Blick und nickte zögernd.

Sie nahm die Hörmuschel vom Ohr und flüsterte: »Sagen Sie ja, Chef. Eine Woche haben wir Zeit. Im Augenblick steht nichts Eiliges an. Und die zwei Termine, die Sie übermorgen haben, die kann man verschieben.«

Zamorra lächelte. Wie hatte Nicole Duval sich geändert. Früher hatte

sie alles, womit er sich herumschlug, Dämonen, Teufel, Geister, für Unsinn und Humbug gehalten. Bis sie damals auf der Durchreise in einem kleinen Dorf am Gardasee auf Werwölfe gestoßen waren. [1] Sie hatte sich bei diesem Abenteuer tapfer gehalten.

Und jetzt war auch sie zu einer überzeugten Jägerin böser Dämonen geworden.

»Okay, Pierre. Ich schau mir das mal an. Beschreib mir noch einmal genau, wo das alles passiert ist.«

Pierre Cousteau kam dieser Bitte nach. Zamorra machte sich eifrig Notizen. Dann wechselten die beiden Männer noch einige persönliche Worte, versprachen, sich in Kürze einmal zu treffen, und legten auf.

Nicole Duval ließ die Hörmuschel sinken. In ihren Augen blitzte es unternehmungslustig.

Zamorra konnte sich das Grinsen nicht verkneifen.

»Nun machen Sie nicht so ein Gesicht wie ein Clown mit Magenschmerzen. Sorgen Sie lieber dafür, dass wir uns bald auf den Weg machen können. Und vergessen Sie nicht, eine Flasche Cognac einzupacken. Wer weiß, welchen Fusel man uns in diesem Dorf, wie hieß es doch gleich, ach ja, Coryhead, vorsetzt.«

Nicole spielte die gehorsame Gehilfin. Sie nickte eifrig und verschwand eilig aus der Bibliothek. Wenn sie geahnt hätte, welchem schrecklichen Abenteuer sie mit ihrem Chef entgegengehen sollte, dann hätte sie sich bestimmt mehr Zeit gelassen.

***

Es sollte doch noch etwas dauern, bis Zamorra mit seiner Assistentin in Coryhead eintraf. Von Lyon aus, dessen Flughafen dem Château Montagne am nächsten war, flogen sie nach Paris. Aber bevor sie dort die Maschine nach London bestiegen, stattete Zamorra dem Parapsychologischen Institut an der Sorbonne noch einen kurzen Besuch ab.

Die Angaben, die er von Pierre Cousteau per Telefon erhalten hatte, erschienen ihm doch etwas dürftig, als dass er daraufhin eine solche Reise unternehmen wollte.

Er nahm sich im Institut die Zeitungsausschnitte vor, von denen sein Freund gesprochen hatte, und stellte ihm noch ein paar Fragen zu der ganzen Angelegenheit.

Schließlich gab Zamorra sich zufrieden, bedankte sich für die guten Wünsche, die ihm Cousteau mit auf den Weg gab, holte seine Assistentin in einem nahe gelegenen Restaurant ab und fuhr per Taxi zum Flughafen Orly.

Die beiden hatten Glück. Die nächste Linienmaschine sollte in einer Dreiviertelstunde starten, und es waren tatsächlich noch Plätze frei. Sie brauchten also gar nicht lange zu warten, und der Kanal lag unter

ihnen.

Es war Abend und die Dunkelheit schon hereingebrochen, als sie in London landeten. Am Informationsschalter erfuhr der Professor, dass am gleichen Abend noch ein Expresszug nach Liverpool fahren würde. Er ließ für sich und seine Assistentin ein Abteil im Schlafwagen reservieren und fuhr dann mit dem Taxi zum Bahnhof.

Der Zug stand schon am Bahnsteig, und während Zamorra und Nicole es sich in ihrem Abteil zur Nacht bequem machten, rollte der Zug auf die freie Strecke und sauste seinem Ziel Liverpool entgegen.

Mit der Wahl dieser Reiseroute und Reiseart verfolgte Zamorra einen bestimmten Zweck. Er wollte nämlich das Dorf Coryhead von See aus erreichen. Nur so konnte er sich einen umfassenden Eindruck verschaffen. Als Fachmann für übersinnliche Dinge verfügte er auch über ein hohes Maß an Sensibilität, und nicht selten wurde sein weiteres Handeln vom ersten Eindruck bestimmt, den eine Sache auf ihn machte.

Außerdem würde Zamorra dann auch gleich Gelegenheit haben, den möglichen Weg des angetriebenen Motorbootes zu verfolgen und eventuell auch schon erste Vermutungen anstellen zu können.

Als der Expresszug am frühen Morgen in Liverpool eintraf, fand er Nicole und ihren Chef ausgeschlafen und voller Tatendrang.

Die beiden Reisenden in Sachen Dämonen ließen sich sofort von einem freundlichen Taxifahrer zum Hafen fahren, wo es ihnen nach kurzer Suche gelang, einen Skipper zu finden, der sie durch die irische See nach Coryhead bringen wollte.

»Mieses Kaff«, sagte der Fahrensmann. Er hatte eine drahtige Figur, und die wettergegerbte Haut in seinem Gesicht und auf seinen Händen verriet, dass er sich in den Gewässern um die britischen Inseln bestens auskannte. »Is eine irre Sache passiert. Ham den Kahn vom alten McPeters gefunden. Und seinen Sohn dazu. Muss kein appetitlicher Anblick gewesen sein. Hat ja auch 'ne Zeit gedauert, bis sie den alten Säufer beruhigen konnten. Jetzt hat er's wohl überwunden. Letzte Woche war er noch hier und hat damit geprahlt. Wäre was Besonderes, seine Familie, 'n alter Fluch würde auf ihr liegen. Jede Generation musste einer dran glauben. Wäre so? fn Henker schuld, der früher unschuldige Mädchen abgemurkst hätte…«

»He, Mann, Augenblick mal«, unterbrach Zamorra den Redeschwall des Skippers. »Erzählen Sie das noch mal. Scheint ja eine tolle Geschichte zu sein.«

Dabei griff er in seine Tasche und holte eine Fünf-Pfund-Note hervor, mit der er dem Seemann vor den Augen herumwedelte.

»Berichten Sie mal genau. Was ist mit diesem McPeters, diesem Säufer, wie Sie ihn nennen? Und was hat es mit dieser Rache auf sich? Reden Sie, Mann.«

Der Skipper kratzte sich am Kopf. Seine Augen bekamen einen hungrigen Ausdruck, als er den Geldschein sah. Er räusperte sich.

»Ja, doch, Mister. Ich red ja schon. Wusste gar nicht, dass das alles so wichtig ist.« Mit einer hastigen Bewegung griff er nach dem Geldschein und riss ihn seinem Fahrgast aus der Hand. Blitzschnell verschwand die Banknote in der Innentasche seiner Öljacke. Dann wischte er sich mit der Hand über den Mund.

Auch Nicole war neugierig geworden. Gespannt musterte sie den Fährmann.

»Also von uns glaubt diese Geschichte keiner. Da müsste man ja schön blöd sein. Trotzdem, ich will erzählen, wie's war. Der Alte kam vor vier Tagen mit seinem Kahn in den Hafen getuckert. Dass sein Sohn tot aufgefunden worden ist, das wussten wir anderen Schiffer schon aus der Zeitung. Wir hatten sogar schon daran gedacht, dem Alten einen Besuch abzustatten. War ja immerhin einer von uns. Ist ja auch egal. Nun, der alte McPeters kommt also in den Hafen geschippert. Wir fragen ihn natürlich sofort aus. Erst will er nicht so recht mit der Sprache heraus. Bis wir ihm auf den Kopf zusagen, dass sein Sohn sicher wieder 'ne Schmuggeltour vorgehabt hatte. Eine halbe Flasche Rum lockerte ihm dann endgültig die Zunge. Hat er die Sache eben erzählt. Und dann auch von dem Fluch. Hätte da mal einen Vorfahren gehabt im siebzehnten Jahrhundert. Hätte auch McPeters geheißen wie er. Alte Familie in Coryhead, müssen Sie wissen, Mister.«

»Ja ja doch, weiter«, drängte Zamorra den Mann.

»Sicher, Mister. Also der Vorfahre hätte damals dafür gesorgt, dass einer gehenkt wurde. Bei 'ner Hochzeit. Wäre zufällig der Bräutigam. Das ganze Dorf muss ihn gelyncht haben. Und die Braut soll ewige Rache geschworen haben. Die wäre seinem Sohn sicher auch begegnet. Dies Girl, meine ich. Dann hat der alte McPeters noch von einer Ophelia gefaselt, die immer übers Meer kommt und ein Henkerbeil aus einer Kirche holt. Aber das war auch schon alles, was der Alte noch verständlich herausbrachte. Denn mittlerweile war er schon so besoffen, dass er nur noch undeutlich vor sich hinlallte. Das ist alles, Mister. Mehr weiß ich nicht. Tut mir Leid.«

Zamorra nickte. Sein Gesicht war nachdenklich. Siebzehntes Jahrhundert. Die Zeit, in der in England die Hexenverfolgungen große Mode waren. Und es war nicht gerade selten vorgekommen, dass sich Leute fanden, die sich als Sendboten Gottes vorkamen und auf eigene Faust Hexenprozesse veranstalteten. Sollte es in der Vergangenheit des alten McPeters etwas Derartiges geben?

Umgab den Alten vielleicht ein Geheimnis? War seine Familie wirklich das Opfer einer jahrhundertealten Rache? Doch laut Pierre Cousteau sollten auch andere Menschen ums Leben gekommen sein.

Nun, da wartete in Coryhead eine ganze Menge Arbeit auf ihn und auf seine Assistentin.

Zamorra bedankte sich noch einmal bei dem Kapitän und ging zu Nicole Duval, die am Bug des Schiffes stand und Ausschau nach der Küste hielt.

Die See war ziemlich rau, doch der Himmel klar. Man konnte sehr weit blicken, und es dauerte gar nicht lange, bis die beiden Reisenden die Küstenlinie ausmachen konnten.

»Da hinten, Mister. Das ist Coryhead«, brüllte der Skipper aus dem Steuerhaus. »Noch eine Stunde, dann sind wir da.«

Zamorra winkte zum Zeichen, dass er verstanden hatte.

Dann bückte er sich zu seiner Reisetasche und holte ein Fernglas heraus. Aufmerksam und sorgfältig suchte er den Küstenstrich ab.

Ein paar niedrige Häuser, aus deren Schornsteinen vereinzelt Rauch aufstieg, ein schmaler Streifen Strand, ja, und ein riesiger Felsen, der dort aufragte. Zamorra musste genauer hinschauen, bis er erkannte, dass es sich in Wirklichkeit um zwei Felsen handelte, die äußerst dicht zusammenstanden. Und die düstere Zone zwischen den Felsen, offensichtlich eine Lücke, wirkte wie ein geheimnisvolles Tor.

Das Tor zu einer anderen Welt, schoss es Zamorra unwillkürlich durch den Kopf. Doch er verdrängte den Gedanken sofort. War es wirklich schon so weit, dass er in jeder rätselhaften Erscheinung etwas Unheimliches und Übersinnliches sah?

***

Das Schiff legte an einem kleinen Betonkai an, der ein Stück ins Meer hinausragte. Es war das einzige Schiff.

Die anderen Boote, die sonst hier lagen, waren am frühen Morgen auf die See hinausgefahren. Der Arbeitstag eines Fischers fängt eben schon früh an. So war es auch zu erklären, dass sich kaum einer um die Ankunft der beiden Reisenden kümmerte. Nur ein paar alte Männer, zittrig und von der Last der Jahre gebeugt, saßen auf einer Steinmauer und verfolgten mit neugierigen Blicken, wie der Professor und seine Assistentin an Land gingen.

Zamorra hatte den Kapitän des kleinen Motorkutters fürstlich entlohnt, und dieser hatte ihm noch empfohlen, sich in der ›Blume von Wales‹, einem Gasthof in Coryhead, einzumieten. Zamorra bedankte sich für den Rat und winkte dem Skipper noch einmal zu.

Dann brummte der Motor des Schiffes auf, es wendete und steuerte wieder auf die offene See zu.

Nicole, die dem Schiff noch einige Sekunden nachschaute, kam sich vor wie auf einer einsamen Insel ausgesetzt. Sie fröstelte.

»Jetzt machen Sie nicht so ein Gesicht, Nicole. Es war ja schließlich Ihre Idee, hierher zu kommen.«

Die Stimme ihres Chefs riss sie aus den Grübeleien. Sie bemühte sich um ein munteres Lächeln und griff nach ihrer Reisetasche.

»Ist schon gut, Chef. Es war nur so ein komisches Gefühl. Es ist auch alles so fremd hier. Und die Leute scheinen über unsere Ankunft nicht gerade erfreut zu sein. Sehen Sie doch.«

Zamorra schaute sich um. Tatsächlich. Die erste Neugierde in den Augen der Alten war offener Abneigung gewichen. Als wollten sie die Neuankömmlinge ins Meer zurücktreiben, so starrten sie sie an.

Keiner machte Anstalten, ein Wort der Begrüßung zu sagen, wie es in den kleinen Fischerdörfern an Englands Küsten üblich war.

Denn auch hier galten die Gesetze der Gastfreundschaft.

Ganz anders hier in Coryhead. Eine Welle des Hasses schien dem Professor aus Frankreich und seiner Begleiterin entgegenzuschlagen. Sie spürten es fast körperlich. Doch sie bemühten sich, es sich nicht anmerken zu lassen.

Es waren vier Männer, die dort auf der Mauer saßen. Zamorra ging zu ihnen hin und fragte auf Englisch: »Wo finde ich den Gasthof ›Blume von Wales‹? Könnten Sie mir vielleicht den Weg erklären?«

Während die andern drei sich überhaupt nicht um den Fragenden kümmerten, blickte der vierte dem Professor voll ins Gesicht.

»Wohl fremd hier, was? Wir haben was gegen Fremde. Gibt nur Ärger. Bringen nur Unruhe ins Dorf. Ist wohl besser, Sie fahren gleich wieder mit Ihrem Girl zurück. Oder wollen Sie vielleicht gar nicht hier Urlaub machen?«

Ein lauernder Blick traf den Professor. Die Stirn des Alten warf sich in Falten. Abschätzend betrachtete er den Professor.

»Suchen Sie vielleicht etwas anderes hier? Sind wohl auch einer von den neugierigen Touristen, die fest überzeugt sind, dass es hier spukt.«

Ein verhaltenes Lachen schüttelte den Körper des alten Mannes.

»Sie kommen immer wieder. Und immer umsonst. Wenn Ophelia wütet, dann sieht es niemand. Man findet dann nur die Leichen am Strand. Hahahaha!«

Er lachte noch einmal laut auf, dann verstummte er.

»Los, verschwindet von hier. Fahrt dahin zurück, wo ihr hergekommen seid. Hier ist kein Platz für euch!«

Zischend waren die Worte über die Lippen des Alten gekommen.

Nun senkte er den Kopf und tat so, als wäre der Professor Luft für ihn.

Nicole hatte aufgrund der Entfernung, in der sie von der Gruppe stand, die Unterhaltung nicht mitbekommen. In Zamorra rührte sich eine Ahnung. Doch er wollte Nicole Duval nicht beunruhigen.

Er ging zu ihr zurück und machte eine vage Geste mit der Hand.

»Wir sollen nur ins Dorf hineingehen. Dann können wir es gar nicht verfehlen. Mehr konnte ich aus denen da nicht herausholen; man

scheint hier auf Besucher nicht eingerichtet zu sein. Kommen Sie, Nicole, wir gehen.«

Nicole nickte und bückte sich nach ihrer Reisetasche. Zum Glück hatte sie nicht allzu viel eingepackt, und sie sollte den kurzen Fußmarsch in die Ortschaft schon schaffen.

Wo die beiden Franzosen an Häusern vorbeikamen, vor denen sich Menschen aufhielten, da verstummten die Gespräche der Einwohner. Mit misstrauischen Blicken verfolgten sie den Weg der beiden Neuankömmlinge, und neben Misstrauen lag in einigen Blicken auch Hass. Hass, der durch nichts zu erklären gewesen wäre.

Zamorra, diesem hervorragenden Fachmann für Übersinnliches, teilte sich diese feindliche Atmosphäre sofort mit. Doch immer noch schwieg er über seine Eindrücke, denn es gehörte zu seinen Gewohnheiten, erst dann über Dinge zu sprechen, wenn er sich ein festes Urteil über sie gebildet hatte.

Da der Name ›Blume von Wales‹ mit ziemlicher Sicherheit auf ein größeres Gebäude hinwies, dachte Zamorra folgerichtig, dass dieses Gebäude in der Mitte des Dorfes zu suchen sein musste. Und er sah sich in seinen Vermutungen auch nicht enttäuscht.

Denn schon nach einigen Minuten gelangten er und Nicole an einen größeren Platz, an dessen Rand er auch wirklich das Gasthaus ausmachen konnte.

Er machte Nicole darauf aufmerksam und steuerte darauf zu.

Das Haus machte einen sehr sauberen und gepflegten Eindruck.

Dieses bestätigte sich auch, als Zamorra mit seiner Assistentin das Innere betrat. Die Gaststube war aufgeräumt und wirkte im Halbdunkel – die kleinen Fenster ließen nicht allzu viel Tageslicht hereinfallen – anheimelnd und gemütlich.

Es befand sich niemand im Raum. Durch eine offene Tür hinter der Theke drang Tellerklappern in den Gastraum. Vom Wirt oder einem Kellner keine Spur.

Zamorra trat an die Theke.

»He, hallo, Wirtschaft!«, rief er laut. Nichts rührte sich. Er wiederholte seinen Ruf. »He, hallo, Wirtschaft! Bedienung!«

Das Tellerklappern verstummte für einen Moment. Eine männliche Stimme ertönte. »Moment!«

Schlurfende Schritte näherten sich der offenen Tür. Ein mittelgroßer Mann mit einem recht beträchtlichen Leibesumfang erschien.

»Womit kann ich dienen, Sir?«

Zamorra machte ein unwilliges Gesicht. »Dauert das bei Ihnen immer so lange? Wir möchten erst einmal ein üppiges Frühstück, und dann sagen Sie uns, ob wir bei Ihnen ein Zimmer haben können.«

Mit einem Seitenblick auf Nicole verbesserte sich der Professor.

»Das heißt – zwei Zimmer.«

Der Mann in der Tür wischte sich die Hände an seiner Schürze ab.

»Sicher doch. Können Sie alles haben. Frühstück wird sofort erledigt. Wenn Sie was brauchen, rufen Sie einfach nach Sam. Das bin ich.«

Stolz warf sich der Dicke in die Brust. »Das Gepäck versorge ich schon. Darum brauchen Sie sich nicht zu kümmern. Müssen schon entschuldigen, dass es ein bisschen gedauert hat. So früh am Tag rechnen wir nämlich nicht mit Gästen. Die kommen meistens immer gegen Mittag von Liverpool, um sich hier umzusehen. Und dann auch nur bei gutem Wetter. Darf ich fragen, was Sie hierher führt, Sir?«

Zamorra musste innerlich lachen. Der Mann schien nicht viel Unterhaltung zu haben. Jedenfalls stellte er sich an, als hätte er seit Wochen keinen Ton mehr hervorgebracht und als wäre er überglücklich, endlich einen geduldigen Zuhörer gefunden zu haben.

»Ich habe in der Zeitung von diesem schrecklichen Ereignis gelesen. Ich wollte deshalb einige Nachforschungen anstellen. Vielleicht können sogar Sie mir weiterhelfen.«

Sam, der Wirt, nickte. »Bestimmt kann ich das. Es war der Sohn vom alten McPeters. Ihn hat man gefunden.«

Zamorra unterbrach den Mann. »Das weiß ich bereits. Können Sie mir sagen, was es mit diesem sonderbaren Henkerbeil auf sich hat? Der Schiffer, der uns hergebracht hat, berichtete darüber.«

»Ach das Beil.« Sam winkte ab. »Ich glaube da nicht so recht dran. Es soll angeblich immer verschwinden, wenn wieder einer gefunden wird. Halte ich für ausgemachten Blödsinn. Aber fragen Sie doch unseren Priester. Die Kirche ist nicht weit von hier. Er müsste Ihnen mehr darüber sagen können, denn in seiner Kirche hängt das alte Henkerbeil.«

Zamorra nickte dankend. »Das werden wir auch gleich tun. Das Gepäck können Sie ja einstweilen schon auf die Zimmer bringen. Frühstücken können wir nachher immer noch.«

Mit diesen Worten näherte er sich der Tür. Nicole war schon vorausgegangen. Sie legte die Hand auf die Klinke, drückte sie herunter und schob die Tür auf.

Zamorras Kopf ruckte hoch, als sie leise aufschrie.

In der Tür stand ein junger Mann, etwa dreiundzwanzig Jahre alt, und starrte sie hasserfüllt an. Ein inneres Feuer schien in seinen Augen zu glühen.

Nicole verharrte stocksteif und wagte kaum, sich zu rühren. Wie ein von der Schlange belauertes Wild.

Zamorra raffte sich auf. Er machte einige schnelle Schritte auf die Tür zu. Blitzartig drehte der junge Mann sich um und verschwand.

Als Zamorra vor dem Haus stand, sah er ihn eilig davonrennen.

Der Professor kehrte in die Gaststube zurück.

»Wer war das?«, fragte er den Wirt.

Dieser hatte auf einmal emsig zu tun. Er wagte nicht aufzuschauen. Mit gesenktem Kopf murmelte er: »Das? Das war Richard, ein Waise, der im Wald vor dem Dorf lebt. Sie sollten ihn besser in Ruhe lassen, Sir. Er hat den bösen Blick.«

***

Der Pfarrer David Cornell saß in seiner Studierzelle und arbeitete eine neue Predigt für die Messfeier am nächsten Sonntag aus.

Es war eine arme Gemeinde, die er hier zu versorgen hatte. Das Haus, in dem er wohnte, hatte schon Generationen von Geistlichen vor ihm als Unterkunft gedient. Er versuchte sich vorzustellen, wie viele Amtsbrüder schon hier auf diesem reichlich unbequemen Stuhl gehockt und gearbeitet hatten.

David Cornell wurde durch ein ungewohntes Geräusch aus seinen Überlegungen gerissen. Das Arbeitszimmer befand sich im ersten Stock, und das Geräusch war von unten gekommen.

Aufmerksam lauschte der Geistliche. Es musste ein Fremder sein, denn erstens hatte er keine Haushälterin, sein schmales Gehalt ließ das nicht zu, und zweitens würden die Leute aus dem Dorf nie in ein fremdes Haus eindringen, ohne sich vorher bemerkbar zu machen. Schon gar nicht in das Haus des Dorfgeistlichen.

Da, jetzt erklang das Geräusch wieder.

Es war ein Scharren, Schlurfen, so als würde jemand unter Vermeidung unnötiger und verdächtiger Laute durch die Räume schleichen.

Der Priester erhob sich langsam. Leise ging er zur Tür. Er öffnete sie ein Stück und blickte hinaus auf den Gang.

Jetzt konnte er es deutlich vernehmen. Das Geräusch kam tatsächlich von unten. Dort musste jemand herumschleichen. Aber wer?

Er wollte sich sofort davon vergewissern. Entschlossen trat er hinaus auf den Gang und huschte auf die Treppe zu. Sie war aus Stein.

Deshalb verursachte er auch keinen Laut, als er hinunterlief.

Unten angekommen orientierte er sich.

Da, da hinten in dem Raum musste sich der Eindringling befinden.

Es war der Wohnraum der Priesterwohnung.

David Cornell stieß die Tür auf. Doch er sah niemanden. Verdutzt betrat er das Zimmer. Nichts. Hier schien tatsächlich keiner zu sein.

Sollte er sich vielleicht verhört haben?

Ein zischendes Ausatmen hinter seinem Rücken ließ ihn zusammenzucken.

»Was soll das? Wer…«

Er brachte den Satz nicht mehr heraus. Ein Arm legte sich stahlhart um seine Kehle und drückte ihm die Luft ab. Augenblicklich sah der Geistliche feurige Ringe vor seinen Augen tanzen.

Ein Gurgeln drang aus seinem halb geöffneten Mund. Verzweifelt versuchte er, sich aus der Umklammerung zu befreien. Vergeblich zerrte er an dem Arm, der seine Kehle zusammendrückte.

Eine Stimme zischte ihm ins Ohr. »Halt dich ruhig. Einen Laut, und du wirst kaltgemacht! Ich passe auf. Also keine Dummheiten. Keine Tricks!«

Der Druck auf der Kehle des Priesters lockerte sich. Pfeifend strömte Luft in die Lungen des Mannes. Es dauerte einen Moment, bis er wieder alles klar erkennen konnte.

Vor ihm stand in lauernder Haltung ein junger Mann. Seine Haare waren schwarz und hingen ihm fast bis auf die Schultern. In dem hageren Gesicht mit der Geiernase glühten ein Paar dämonenhafte Augen.

Als David Cornell in diese Augen schaute, überlief es ihn eiskalt.

Eine unausgesprochene Drohung ging von ihnen aus. Er hatte Derartiges noch nie erlebt.

Verwirrt senkte er den Blick.

»Na, du Seelenhirte, erkennst du mich nicht? Die Leute hier in diesem jämmerlichen Dorf haben doch eine Heidenangst vor mir. Man sagt doch, dass ich den bösen Blick hätte. Da haben sie gar nicht so Unrecht. Ich habe schon mehr als einen mit meinem Blick verhext.«

Jetzt begriff David Cornell, wer da vor ihm stand. Es war Richard, dieser junge Mann, der in einer Waldhütte vor dem Dorf hauste.

Niemand wusste, woher er kam. Verwandte im Dorf hatte er nicht.

Er schien völlig fremd zu sein. Und doch hatte ein jeder, der ihn sah, das Gefühl, ihn schon lange zu kennen. Er gehörte zum Dorf wie die uralte Eiche in der Nähe der Kirche. Sonderbare Gerüchte gingen auch über diesen Baum um. Hier sollte mal einer aufgehängt worden sein.

Doch diese Legenden entbehren ja meist jeder Wahrheit.

»Was wollen Sie hier? Haben Sie es auf mein Geld abgesehen? Da werden Sie nicht viel Glück haben, denn viel habe ich selbst nicht.«

Der junge Mann lachte. »Geld. Ist das alles, woran ihr denken könnt, wenn es euch anscheinend an den Kragen geht? Nein, Geld brauche ich nicht. Ich wollte dich nur warnen. Jeden Augenblick bekommst du Besuch. Ein Mann und eine Frau, Fremde, kommen und wollen dir einige Fragen stellen. Fragen zu dem alten Henkerbeil in der Kirche. Der Mann will auch etwas über den Sohn vom alten McPeters wissen. Und jetzt kommt meine Warnung: Wehe, du sagst etwas darüber. Du kennst das Henkerbeil nicht und weißt auch nichts von der Leiche am Strand, verstanden? Wenn du nicht gehorchst, dann soll es dir und deinen Schäfchen schlecht ergehen.«

Die Augen bekamen einen befehlenden Ausdruck. Der Priester wand sich geradezu unter diesem Blick. Er wollte etwas erwidern, doch er brachte kein Wort über die Lippen. Ohnmächtig nickte er zum

Zeichen, dass er verstanden hatte.
»Und wenn ich jetzt gehe, dann hast du alles vergessen, dann kannst du dich nicht mehr erinnern, dass ich hier gewesen bin. Verstanden?«
»Ja, ich werde alles vergessen haben«, wiederholte der Priester mit eintöniger Stimme.
Der junge Richard starrte ihm noch einmal tief in die Augen, dann wandte er sich ab und huschte lautlos aus dem Haus.
Der Priester wollte ihn verfolgen, tat auch ein paar Schritte und blieb dann stehen. Verwirrt schloss er die Augen. Mit der Hand strich er sich über die Stirn. Was wollte er eigentlich hier unten? Er musste doch noch seine Sonntagspredigt beenden.
Kopfschüttelnd stieg er über die Treppe nach oben und setzte sich wieder an seinen Arbeitstisch.

***

Zamorra und Nicole sahen die Kirche schon von weitem. Es war ein kleiner, niedriger Bau, dem man die Jahrhunderte ansehen konnte, die er schon überdauert hatte.
Direkt daneben stand ein einstöckiges Gebäude, aus Natursteinen erbaut und von Moos überwuchert. Die kleinen Fenster in den Mauern wirkten wie Schießscharten einer Burg.
»Das müsste das Haus des Geistlichen sein«, äußerte Nicole Duval ihre Vermutung. »Dieser Sam hat so etwas angedeutet.«
Zamorra nickte.
»Sie haben wohl Recht, Nicole. Doch sehen Sie mal, der Pfarrer muss gerade Besuch gehabt haben.«
Die Haustür öffnete sich und ein junger Mann erschien. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloss, und er blieb für einen Moment auf den Stufen der Eingangstreppe stehen. Lauernd schaute er in die Runde.
Wie ein Tier, dass wittert.
Nicole griff nach dem Arm ihres Chefs. Ihre Finger krallten sich in seine Muskeln. Ihr Gesicht hatte einen Ausdruck, der zwischen Schrecken und Verblüffung schwankte.
»Chef, sehen Sie doch. Wir kennen den Mann. Er war es, der vor der Tür gestanden hatte, als wir das Gasthaus verlassen wollten. Sie sind doch noch hinter ihm hergegangen und konnten lediglich sehen, wie er zwischen den Häusern verschwand.«
Zamorra erinnerte sich. Es stimmte. Er hatte sich noch gewundert, wie schnell der Mann sich bewegt hatte. Er zuckte die Schultern.
»Lassen Sie nur, Nicole. Es hat wahrscheinlich gar nichts zu bedeuten. Er wird es wohl eilig haben. Und warum sollte er nicht auch dem Geistlichen dieses Dorfes mal einen Besuch abstatten. Lassen Sie uns endlich zu diesem Priester gehen. Wir wollen doch noch frühstücken. Der Magen hängt mir schon bis in die Kniekehlen.«

Nicole lächelte besänftigend. »Wir haben es ja gleich geschafft, Professor. Noch ein wenig Geduld.«

Sie stiegen die Stufen zur Haustür empor. Zamorra klopfte laut und vernehmlich.

Es dauerte einige Sekunden, bis er und Nicole Schritte hörten, die sich der Tür näherten. Schritte verharrten kurz, dann wurde die Tür aufgerissen.

Ein großer und schlanker Mann in einer schwarzen Soutane stand vor Zamorra und seiner Assistentin. Das jungenhafte, aber auch schon von Sorgen gezeichnete Gesicht des Mannes verzog sich zu einem einladenden Lächeln.

»Guten Tag, Sir. Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe?«

Der Professor stellte sich und seine Begleiterin vor. Dann erfuhr er den Namen des Priesters.

»Hochwürden, ich habe Sie aufgesucht, weil ich einer rätselhaften Angelegenheit auf der Spur bin und weil ich glaube, dass Sie mir bei ihrer Aufklärung helfen können.«

David Cornell lächelte. »Rätselhafte Angelegenheit – das klingt wie ein großes Geheimnis. Und da soll ich, der Priester einer winzigen Landgemeinde, helfen können? Mit Verlaub, Professor, das klingt für mich wie ein Witz. Worum geht es überhaupt?«

»Vor einiger Zeit ist doch hier in diesem Dorf am Strand eine männliche Leiche gefunden worden. So weit ich orientiert bin, war sie auf bestialische Weise zugerichtet. Irgendwer oder irgendwas hat ihr den Kopf abgehackt und neben den Körper gelegt. Im Zusammenhang damit habe ich mich umgehört und dabei erfahren, dass das nicht der erste Todesfall dieser Art gewesen ist. Weiterhin erfuhr ich, dass man hier eine Erscheinung beobachtet haben will. Ein weibliches Wesen, so eine Art Gespenst, das hier von Zeit zu Zeit umgehen soll. Auch hörte ich von einem Henkerbeil, das in Ihrer Kirche aufbewahrt werden soll. Ich möchte Sie nur bitten, mir einiges über die Vergangenheit dieses Dorfes zu erzählen und mir vielleicht Zugang zu den Archiven, falls es welche gibt, zu verschaffen.«

Das Gesicht des Priesters wurde ernst. Er hatte sich ruhig alles angehört und den Professor nicht unterbrochen. Jetzt räusperte er sich.

»Das ist sehr interessant, was Sie mir da erzählen, Professor. Von diesem Spuk habe ich in der Tat schon gehört, gesehen habe ich ihn noch nie. Man wird ihn wahrscheinlich auch nie zu Gesicht bekommen. Sie wissen ja, wie das mit diesen Sagen und Legenden ist. Was diese Leiche angeht, so kann es sich nur um eine private Fehde gehandelt haben. Die Leute hier leben zum Großteil auch vom Schmuggel. Wahrscheinlich hatte der Sohn des alten McPeters mit einem Konkurrenten Streit bekommen. Den Täter wird man wohl nie

finden. Die Menschen in dieser Gegend sind verschwiegen. Was dieses Henkerbeil angeht, so stammt es aus dem siebzehnten Jahrhundert. Man soll damit Hexen, oder Frauen, die man dafür hielt, hingerichtet haben. Es hat auch mal hier in der Kirche gehangen. Doch jetzt ist es nicht mehr da. Und wohin es verschwunden ist, kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen. Archive gibt es in diesem Dorf auch nicht. Höchstens die Kirchenbücher. Und die geben nur über Geburten, Hochzeiten und Sterbefälle Auskunft. Wenn Sie wollen, können Sie sie sich anschauen. Doch weiter helfen wird Ihnen das mit Sicherheit nicht. Das wäre alles, was ich Ihnen zu Ihrer Rätselhaften Angelegenheiten sagen kann. Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich mich jetzt entschuldige. Ich habe viel zu tun. Auf Wiedersehen.«

Zamorra war einigermaßen verblüfft. So schnell war er selten abgefertigt worden. Außerdem wirkten die Erklärungen des Priesters zu glatt und zu einstudiert.

»Eine Frage noch, Hochwürden«, bat Zamorra. »Sie hatten doch eben Besuch, nicht wahr? Würden Sie mir sagen, wer der junge Mann gewesen ist, der kurz vor unserm Eintreffen Ihr Haus verlassen hat?«

Der Priester zuckte zusammen. Seine Augen bekamen einen gehetzten Ausdruck. »Das geht Sie gar nichts an. Mich kann besuchen wer will. Ich brauche Ihnen keine Rechenschaft darüber abzulegen. Jetzt gehen Sie bitte. Es wäre sogar besser, wenn Sie Coryhead ganz verlassen würden. Stören Sie unsere Ruhe nicht. Bitte, gehen Sie.«

Mit diesen Worten schob der Geistliche den Professor und Nicole Duval zur Tür. Ehe sie sich versahen, standen sie schon auf den Stufen, und hinter innen krachte die schwere Eichentür ins Schloss.

Zamorra schaute Nicole verblüfft an. Sie war ebenso verdutzt.

Dann zuckte sie die Schultern.

»Scheint ganz so, als wären wir hier nicht erwünscht. Professor Cousteau, Ihr Freund, hatte Recht. Hier geht es nicht ganz mit rechten Dingen zu. Doch jetzt lassen Sie uns endlich etwas essen. Wir haben noch genug Zeit, unsere Nachforschungen zu betreiben. Ich habe jetzt Hunger.«

Der Professor nickte gedankenverloren und folgte seiner Begleiterin. Die Atmosphäre der Feindseligkeit war fast körperlich spürbar.

Überall lauerte sie. Es war, als würde in diesem Dorf ein schreckliches Geheimnis gehütet.

Die brennenden Augen, die jede seiner Bewegungen verfolgten, spürte er jedoch nicht. Der junge Mann mit den schwarzen Haaren stand hinter einer Hausecke und konnte die Straße bis zum Gasthof ›Blume von Wales‹ überschauen. Er wandte sich erst ab, als die beiden Fremden das Gebäude betraten und die Tür hinter ihnen ins Schloss fiel.

***

Hände reibend kam der Wirt in die Gaststube.

»Wieder zurück, die Herrschaften? Ich habe schon das Essen vorbereiten lassen. Es wird gleich aufgetragen. Na, Sir, haben Sie etwas erreichen können? Father David ist sehr freundlich, nicht wahr? Er ist zwar nicht hier geboren, ich übrigens auch nicht, aber er ist im Dorf sehr beliebt. Er hilft jedem, wo er kann.«

Professor Zamorra ließ sich an einem Tisch in der Nähe der Theke nieder. »Dass er so freundlich ist, kann ich gerade nicht behaupten. Uns hat er sogar ausgesprochen unwirsch abgefertigt. Ich hatte ihn nur nach dem Henkerbeil und dieser Geistererscheinung gefragt, die es hier ja wohl geben soll. Und da hat er uns fast rausgeworfen.«

Sam, der Wirt, kratzte sich am Kopf. »Das verstehe ich nicht. Sonst ist er gerade zu Fremden sehr zuvorkommend. Sie müssen nämlich wissen, dass hier in Coryhead eine der letzten Kapellen aus dem sechzehnten Jahrhundert steht. Und da kommen jedes Jahr Scharen von Touristen, um sie zu besichtigen. Sie ist so eine Art Museum für diese Gegend. Es gibt noch andere Dinge dort, die anzusehen es sich auf jeden Fall lohnt. Zum Beispiel auch das Henkerbeil.«

»Das Henkerbeil«, unterbrach Zamorra den Redeschwall des Mannes.

Auch Nicole war aufmerksam geworden. Sie meldete sich jetzt zu Wort.

»Dieser Priester hat entschieden abgestritten, dass es dieses Henkerbeil in der Kirche gibt. Und dann hat er uns nach draußen geschoben.«

Sam schüttelte den Kopf.

»Dann hat Father David die Unwahrheit gesagt. Es gibt dieses Beil, und immer wenn einer aus unserer Mitte verschwand, war auch das Beil verschwunden und hing am nächsten Morgen blutbeschmiert wieder an seinem Platz. Vielleicht wollte Father David Ihnen keine unnötige Furcht einjagen.«

»Und dieser junge Mann«, wollte Zamorra wissen, »den wir gesehen haben, kurz bevor wir dieses Haus verließen? Was ist mit dem? Als wir uns dem Haus des Priesters näherten, kam er dort heraus und hatte es auffällig eilig. Hat er vielleicht auch damit zu tun, dass hier von Zeit zu Zeit Menschen verschwinden?«

Sam wurde mürrisch. »Lassen Sie diesen Richard aus dem Spiel. Er hat den bösen Blick. Ihr Städter mögt darüber lachen. Wir auf dem Lande sind der ursprünglichen Natur doch noch näher als ihr. Wir haben uns noch einen Sinn für das Unerklärliche bewahrt. Lachen Sie nicht darüber, aber wir hier in Coryhead wissen, dass dieser Junge den bösen Blick hat und mit ihm nicht alles so ist, wie es sein sollte.«

Er wurde durch ein Geräusch an der Tür unterbrochen. Eine heisere Stimme erklang. »He Sam, einen Whisky, aber schnell. Und sag nicht

wieder, ich hätte ja kein Geld. Ich kann nämlich bezahlen. Und zwar in bar!«

Die letzten Worte hatte der Mann, der die Gaststube betrat, fast triumphierend gerufen. Er war verhältnismäßig klein, ziemlich beleibt und hatte schüttere graue Haare auf dem Kopf. Er kam in die Gaststube gerollt wie ein Ball. Unter einem Mantel, der ihm einige Nummern zu groß war, trug er einen grünen Sweater, der auch schon einmal bessere Tage gesehen haben musste.

Sein Gesicht war tomatenrot, pausbäckig, und in den Augenwinkeln verrieten Lachfalten, dass der Mann zu jedem Spaß aufgelegt war.

»Halt den Mund, Titus. Schrei nicht so. Siehst du nicht, dass Gäste da sind? Hier, trink deinen Whisky und dann verschwinde.«

Entschuldigend wandte sich der Wirt an Zamorra und Nicole.

»Nehmen Sie es ihm nicht übel. Das ist der alte McPeters. Es war sein einziger Sohn, den man vor zwei Wochen am Strand gefunden hatte. Er hat den Schmerz noch nicht überwunden. Lange macht er es sicher nicht.«

Mit einem bedauernden Ausdruck in den Augen betrachtete der Wirt den alten Mann, der sich mit seinem Whiskyglas in die hinterste Ecke des Raumes verzogen hatte.

»Wie sagten Sie, heißt er?«, fragte Zamorra.

»McPeters, Sir. Titus McPeters. Sein Sohn war der Tote vom Strand, Sir. Soll ich ihn rauswerfen? Stört er Sie? Dieser alte Säufer war schon immer lästig. Jetzt, wo das passiert ist, ist er geradezu ungenießbar.«

»Nein, nein«, winkte der Professor ab. »Im Gegenteil, ich möchte mich gern einmal mit ihm unterhalten. Macht es Ihnen etwas aus, wenn Sie ihn bitten, sich zu uns zu setzen?«

Der Wirt war einigermaßen erstaunt. Was diese Leute aus der Stadt für Ideen hatten? Da sollte einer schlau draus werden. Na, was sollte es auch. Die mussten schließlich wissen, was sie taten.

Er ging hinüber zu dem Tisch und flüsterte mit dem Alten ein paar Worte. Der erhob sich nach einigen Sekunden und kam herübergeschlurft.

»Ja, Sir? Sie wollen mich sprechen? Der alte McPeters steht Ihnen zur Verfügung. Habe schon alle Weltmeere bereist. Könnte Ihnen Geschichten erzählen! Würden Sie garantiert nicht glauben.«

Ohne weitere Aufforderung zog er sich einen Stuhl heran und ließ sich ächzend darauf nieder. Er musste schon länger mit dem Whisky auf vertrautestem Fuße stehen. Nicole verzog die Nase und warf ihrem Chef einen Blick zu, der wohl sagen wollte, dass aus diesem Säufer nicht allzu viel herauszuholen wäre. Zamorra ignorierte den Blick.

»Danke, Mr. McPeters, dass Sie meiner Bitte gefolgt sind. Sam, bringen Sie noch einen Whisky für den Herrn hier.«

Als er sich ›Herr‹ genannt hörte, warf sich der Alte in die Brust.

»Siehst du, Sam, dieser Gentleman weiß, was sich gehört. Also, bring dem Herrn seinen Whisky, aber schnell.«

Zamorra konnte sich ein Grinsen kaum verbeißen, wenn dieser Anlass auch ein trauriger war. Der Alte musste den Tod seines Sohnes ja schnell überwunden haben. Oder er hatte damit gerechnet und wusste, was ihm bevorstand. Man würde ja sehen.

»Es ist für Sie sicherlich ein trauriges Thema, doch ich wollte Ihnen zum Tod Ihres Sohnes einige Fragen stellen. Wenn Sie sie nicht beantworten wollen, dann nehme ich es Ihnen nicht übel, doch ich würde mich freuen, wenn Sie mir einige Informationen liefern könnten.«

Der alte McPeters schaute den Professor lauernd an. »Sind Sie von der Zeitung? Wollen Sie mit meinem Bericht ein Geschäft machen? Sie wären nicht der Erste. Warum sind Sie so neugierig?«

Zamorra winkte ab. Dann erklärte er in so knappen Worten wie möglich, warum er sich mit dem unheimlichen Vorfall in Coryhead beschäftigte. McPeters war zwar immer noch skeptisch, doch schien er endlich bereit zu sein, bei der Aufklärung mitzuhelfen.

»Wissen Sie, Professor, der Tod meines Brian ist zwar eine traurige Sache, doch habe ich damit gerechnet. In unserer Familie ist das eben so. In jeder Generation verschwindet einer von uns und wird dann tot aufgefunden. Meinem Sohn muss das Gleiche geschehen sein. Als er hinausfuhr auf die See, hatte ich so eine Ahnung, als hätte ich ihn das letzte Mal lebend gesehen. Ich bin dann so oft in die Kirche gelaufen und habe nachgeschaut, ob das Henkerbeil noch dahängt. Es war verschwunden. Also war für mich alles klar. Was sollte ich machen? Dem Schicksal kann man nicht entrinnen. Und über diesem Dorf liegt ein Fluch. Wir alle haben große Schuld auf uns geladen. Und jetzt müssen wir eben darunter leiden. Es ist Gottes Fügung.«

Zamorra musste das Gehörte erst einmal verdauen. Er nippte an seinem Whiskyglas.

»Dann gibt es also doch dieses Henkerbeil. Father David, der Geistliche hier, leugnete es nämlich. Auch scheint es für ihn diese Geistererscheinung nicht zu geben. Und gibt es sie wirklich?«

Titus McPeters nickte voller Überzeugung. »Natürlich gibt es sie. Ich erzähle am besten der Reihe nach. In dieser Gegend wurden im siebzehnten Jahrhundert Hexen verfolgt, wie es auch in ganz England damals der Fall war. Nur muss es hier etwas anders ausgesehen haben. Hier erschien immer ein Henker mit Kapuze und Henkerbeil und richtete die Frauen hin, von denen man sagte, dass sie Hexen wären. Was beim Lesen der alten Aufzeichnungen auffällt, ist die Tatsache, dass es nie einen Richter gegeben hat, der die Hexen schuldig sprach. Immer kam der Henker, und schon lange vorher schien jeder im Dorf genau zu wissen, was bevorstand. Man errichtete einen

Scheiterhaufen, zerrte das arme Opfer hinaus und stellte sie darauf. Dann wartete man auf den Henker, von dem man genau wusste, dass er kommen würde. Und er kam auch immer. Niemand wusste, woher er kam und wer er war. Nun musste damals einer meiner Vorfahren, ein McPeters genau wie ich, den Henker nach einer solchen Tat verfolgt haben. Jedenfalls stellte sich heraus, dass es sich um einen angesehenen und geehrten Bürger unseres Dorfes handelte. Er wollte am nächsten Tag die Tochter eines reichen Kaufmannes, Ophelia Killaern, heiraten. Mein Vorfahr muss damals gewartet haben, um dem Brautpaar die Wahrheit zu verkünden. Die Menschen, die einerseits den Henker fürchteten wie den Tod, andererseits seine Ankunft immer mit Freude begrüßt hatten, wenn es darum ging, eine Unschuldige als Hexe zu vernichten, stürzten sich auf den Mann und lynchten ihn. Die Braut soll damals, ewige Rache geschworen haben. Die alten Erzählungen besagen, dass der Mann, der auch als Henker auftrat, besessen gewesen sein muss. Es wäre nicht seine Schuld, dass er eine solche Schuld auf sich geladen hätte. Doch die Wahrheit wird wohl für immer und ewig versunken sein. Denn über diese Zeit gibt es nur mangelhafte Aufzeichnungen, und vieles ist lediglich durch mündliche Überlieferung erhalten geblieben. Also, Sir, dies ist alles, was ich dazu sagen kann. Nur vielleicht noch, dass auch andere im Dorf von diesem Fluch heimgesucht worden sind. Aber ein McPeters war immer dabei. Meine Frau ist schon lange tot. Sie konnte dieses Leben in ewiger Angst nicht ertragen. Sie hat ausgelitten. Wir müssen mit der Vergangenheit leben.«

Zamorra hatte noch einige Fragen.

»Wie wird denn der alte Fluch erfüllt? Was ist mit dieser Ophelia? Ein Skipper erzählte mir davon auf dem Weg von Liverpool hierher.«

»Ach ja, die wilde Ophelia. Die Braut des Hexenhenkers hatte so geheißen. Und einige Leute glauben, sie nachts unten am Strand gesehen zu haben. Sie soll immer das Henkerbeil bei sich haben, mit dem die armen Menschen hingerichtet werden. Doch das halte ich für Humbug. Ich kann es einfach nicht glauben, auch wenn der Tod meines Sohnes mich eines anderen hätte belehren sollen.«

Zamorra glaubte auch, dass es etwas mit der Erscheinung auf sich haben musste. Die Reaktion des Priesters ließ den Schluss naheliegen. Außerdem die Tatsache, dass die Toten immer geköpft waren.

Da fiel ihm in diesem Zusammenhang etwas ein. »Wer ist eigentlich dieser Richard, ein junger Mann, der in den Wäldern vor dem Dorf leben soll?«

»Ach der, dieser Tagedieb. Er streunt immer hier in der Gegend herum. Wer seine Eltern sind, weiß man nicht. Eines Tages war er da. Er wurde auf die Schwelle eines Hauses gelegt, als er noch ein Säugling war. Die Frau, die in diesem Haus wohnte, zog ihn dann

groß. Man gab ihm den Namen Richard und trug ihn sogar ins Kirchenbuch ein. Er müsste jetzt so dreiundzwanzig Jahre alt sein. Die Leute im Dorf meinen, er hätte den bösen Blick. Auch beschwören einige, sie hätten ihn im Wald beobachtet, wie er vor einem Feuer hockte, das keine Hitze ausstrahlte, und sonderbare Beschwörungen betete. Doch das kann man glauben oder nicht. Ich persönlich halte das für Märchengeschichten.«

Zamorra und Nicole bedankten sich. Der Professor sagte dem Wirt noch, er solle den Alten ruhig weitertrinken lassen. Er, Zamorra, würde alles bezahlen, dann verließ er mit Nicole die Gaststube.

Er hatte ein Ziel – die Kirche. Er wollte sich vergewissern, ob der Alte wirklich die Wahrheit gesprochen hatte und wenn ja, warum der Priester gelogen hatte.

Die letzten Sonnenstrahlen vergoldeten die Häuser von Coryhead, als Zamorra mit Nicole Duval die kleine Kapelle des Dorfes erreichte.

Das mit Eisenbändern beschlagene Tor ließ sich nur unter Mühen öffnen. Über dem Altar brannte im Dämmerlicht ein ewiges Licht.

Im Inneren der Kirche hielt sich keine Menschenseele auf.

Zamorra und Nicole traten ein. Sie schauten sich aufmerksam um und schritten durch das Kirchenschiff zum Altar. Nur wenige Bänke standen hier. Die Gemeinde war wirklich nicht groß.

Zamorra ließ einen suchenden Blick durch die Kapelle schweifen.

Von dem Henkerbeil keine Spur.

Da gab Nicole ihm ein Zeichen.

»Schauen Sie mal dort drüben, Professor, an der Seite. Ich könnte mir vorstellen, dass wir da mehr Glück haben. Dieser McPeters sagte ja, dass sich das Beil in dieser Kirche befinden muss.«

Zamorra nickte und ging in die angegebene Richtung. Neben den Bänken erstreckte sich ein Gang, der rund um das Kirchenschiff herumführte. Und da konnte Zamorra im Halbdunkel erkennen, dass diese Kapelle wirklich die Rolle eines Museums spielen musste. Alte Waffen, Teile von Ritterrüstungen und alte Bilder hingen an den Wänden.

Und in einer Nische fanden die beiden Besucher aus Frankreich auch das, was sie suchten.

Dort hing, trotz des Dämmerlichtes auffällig schimmernd, ein riesiges Henkerbeil. Die Schneide war spiegelblank, und der glänzende Griff schien darauf hinzuweisen, dass es immer noch benutzt wurde.

Zamorras Stimme durchbrach das Schweigen des Ortes.

»Warum hat der Priester denn geleugnet, dass das Beil immer noch hier hängt? Sollte dieser schwarzgelockte Jüngling dahinterstecken? Wollen wir doch mal dem Gottesmann auf den Zahn fühlen, was, Nicole?«

Wenige Minuten später standen die beiden erneut vor dem Haus des

Dorfgeistlichen.

Zamorra klopfte. Wieder ertönten Schritte hinter der Tür, wieder wurde die Tür aufgezogen. Nur lächelte der Priester dieses Mal nicht. Vielmehr lag Bestürzung und auch Angst in seinem Blick.

»Was – was wollen Sie? Ich habe doch schon alles gesagt?«

»Aber nicht, dass dieses Henkerbeil doch noch in Ihrer Kirche hängt«, unterbrach ihn Zamorra mit lauter Stimme. »Ich glaube, Hochwürden, Sie sind uns einige Erklärungen schuldig. Können wir hereinkommen? Hier draußen auf der Straße redet es sich so schlecht. Außerdem könnte man ungebetene Zuhörer haben, zum Beispiel junge Männer, die in den Wäldern vor der Stadt hausen.«

Die letzte Bemerkung Zamorras war nur ein Schuss ins Blaue gewesen, doch umso erstaunlicher war die Wirkung, die er zeigte.

Das Gesicht des Priesters wurde grau, seine Lippen bebten und sein Blick hetzte hin und her wie der eines in die Enge getriebenen Tieres.

»Ja – ja – kommen Sie nur«, stotterte er und musste sich an der Wand abstützen. Dann fing er sich wieder. »Ich kann es nicht mehr für mich behalten. Ich werde alles sagen. Es ist wohl besser so.«

***

Das, was der Priester ihnen zu erzählen wusste, hatte Professor Zamorra und Nicole Duval aufs Tiefste erschüttert.

Bereits seit Jahrhunderten musste die kleine Dorfgemeinschaft von Coryhead unter einer schrecklichen Angst leben. Denn seit Jahrhunderten spukte dieses Wesen hier herum.

Immer wieder war es beobachtet worden, immer wieder musste der jeweilige Dorfgeistliche in der Kirche die schlimme Entdeckung machen, dass das Beil von seinem Platz verschwunden war.

Und immer wieder tauchte es nach einer Nacht blutbeschmiert wieder auf. Kurz darauf wurde dann auch eine enthauptete Leiche am Strand gefunden.

Erstaunlich fand Zamorra nur, dass das Dorf immer noch bestand.

Und weitere Fragen brachten ihm dann die Erklärung.

Die Toten stammten ausnahmslos aus Familien, die recht umfangreich waren. So konnte es nie geschehen, dass der Name der jeweilig betroffenen Familie ausstarb.

Zamorra vermutete dahinter ein gewisses System.

Seine Nachforschungen bei David Cornell ergaben, dass die weibliche Geisterscheinung ziemlich jung sein musste und ausnehmend hübsch war. Angetroffen wurde sie immer am Strand unterhalb der letzten Fischerhäuser. Also musste sie auch von dorther kommen.

Da die alten Kirchenbücher noch existierten, konnte Zamorra auch in Erfahrung bringen, was damals im siebzehnten Jahrhundert zur Zeit der Hexenverfolgungen in Coryhead passiert war. Genaue

Schilderungen fand er zwar nicht, doch als Kenner der Materie konnte er sich aus den Daten einiges zusammenreimen.

Danach war Ophelia Killaern, das Mädchen, dessen Bräutigam, der Hexenhenker von Coryhead, am Hochzeitstag von den Dorfbewohnern gelyncht worden war, spurlos verschwunden.

Man hatte damals angenommen, sie wäre ins Wasser gegangen und in der irischen See ertrunken.

Auch hörte Zamorra aus den Erzählungen des Priesters, dass es in den Legenden hieß, Ophelia hätte damals noch einen Fluch ausgestoßen. Die Ereignisse in den darauf folgenden Jahrhunderten ließen das vermuten.

Doch wie es sich wirklich mit dem Spuk verhielt, dass konnte er natürlich nicht kombinieren.

Ihm war klar, dass es nur einen Weg zur Lösung gab – er musste selbst diesen Spuk heraufbeschwören und versuchen, auf diese Weise Näheres zu erfahren.

Daher war er in die Kirche des Ortes gegangen, hatte das Henkerbeil von der Wand genommen, etwas, das vor ihm kein Dorfbewohner geschafft hatte, weil das Beil wahrscheinlich verhext war, und schleppte es nun hinunter zum Strand, wo er hoffte, dass Ophelia ihm erscheinen würde.

Es herrschte bereits finstere Nacht.

Ein scharfer Wind war aufgekommen, und Nicole hatte Pullover und vor allem Zamorras Amulett aus dem Hotel geholt.

Ab und zu stahl sich ein bleicher Lichtstrahl des Mondes durch die jagenden Wolkenfetzen.

Nicole zitterte, doch nicht nur vor Kälte. Sie, die sie ja kaum Erfahrung mit den Mächten des Bösen hatte, empfand die Szene als gespenstisch und unwirklich.

Nur ihr Chef wusste genau, worauf er sich einließ. Er war fest davon überzeugt, das Rätsel um die Braut des Hexenhenkers zu lösen.

Denn er war einer der wenigen, die berufen waren, die Welt vor Dämonen und Teufel zu beschützen. Zu lange schon ächzte das Dorf unter der Knechtschaft eines Fluches.

Heute Nacht musste Zamorra Erfolg beschieden sein!

Das Dorf lag wie ausgestorben. Die Menschen, die mit dem Schrecken leben mussten, waren bereits zu Bett gegangen. Es schien, dass Zamorra und Nicole die Einzigen waren, die die Straßen bevölkerten.

Die dunkle Gestalt, die lautlos hinter ihnen herschlich und sie genau beobachtete, bemerkten sie nicht. Zu sehr konzentrierten sie sich auf ihr Vorhaben, das auch ihnen zum Schicksal werden könnte.

Es war Richard, der die beiden Fremden, Professor Zamorra und seine Assistentin, verfolgte. Ein dämonisches Feuer glühte in seinen Augen. Er grinste leise.

Wie lange er schon in diesem Dorf lebte, wusste er nicht mehr zu sagen. Ihn umgab ein Geheimnis, das niemand zu deuten wusste und über das nur er selbst etwas hätte verraten können.

Er hatte Fähigkeiten, die ihm erlaubten, über alles auf dem Laufenden zu sein, was in Coryhead vorging. Und nicht nur die Gegenwart erschloss sich ihm, auch die Vergangenheit des Dorfes lag wie ein offenes Buch vor ihm. Denn in ihm schlummerte das gesammelte Wissen seiner Vorfahren, von denen er auch seine geheimnisvolle Begabung geerbt hatte. Er war der böse Geist des Dorfes. Vor ihm wichen alle zurück, wenn er sich ihnen näherte.

Und doch duldeten sie ihn in ihrer Mitte, zollten ihm Achtung wie jedem anderen Mitbürger auch.

Und wenn wieder einmal ein Toter am Strand gefunden wurde, erfüllte ihn das mit unbändiger Freunde. Denn er war ein Kind des Satans. Und ihm diente er mit jeder Faser seines sterblichen Leibes.

Sein Geist war unsterblich und gab ihm Kraft, die ihn jedem anderen normalen Menschen überlegen machte.

Nur dieser Fremde dort voraus mit der Frau flößte ihm eine unbewusste Furcht ein.

Er hatte die Frau verfolgt, wie sie in den Gasthof lief und nach kurzer Zeit wieder erschien. Etwas Gefährliches ging von ihr aus, was vorher nicht dagewesen war.

Er musste herausfinden, was es war, musste ergründen, warum ihm die Anwesenheit der beiden Fremden Angst einjagte.

Und als er entdecken musste, dass der Mann das alte Henkerbeil aus der Kirche geholt hatte, wurde die Furcht unerträglich. Er fühlte seine Existenz bedroht, konnte aber nicht sagen wodurch. Er musste den beiden auf den Fersen bleiben.

Und dass sie hinuntergingen zum Strand, bestärkte ihn in dieser Absicht. Denn er wusste um die Erscheinung der Frau, die ihre Opfer unter den Bewohnern des Dorfes suchte. Ja, er sollte sogar darüber wachen, dass ihr niemand etwas anhaben konnte.

Das war der Sinn seiner Existenz in Coryhead, und darum begann der junge Mann sich Gedanken darüber zu machen, wie er die beiden Fremden ausschalten konnte.

Vielleicht würden auch sie dem Fluch von Coryhead zum Opfer fallen.

***

»Chef, was erwarten Sie sich eigentlich davon, dass wir mit dieser schrecklichen Waffe hinunter zum Strand gehen«, fragte Nicole Duval. »Das hier ist alles so unwirklich und rätselhaft. Wären wir doch nie auf die Idee gekommen, in diese trostlose Gegend zu fahren.«

Zamorra, der das Henkerbeil auf der Schulter trug, blickte sie ernst

an. »Nicole, Sie wissen doch, dass ich durch das Erbe meiner Vorväter dazu ausersehen bin, gegen die Dämonen und Geister des Bösen auf dieser Welt Krieg zu führen. Ich kann mich diesem Ruf nicht verschließen. Ich muss ihm folgen, ob ich will oder nicht. Und das hier ist so eine Angelegenheit. Ich glaube, dass sich hinter dieser Ophelia, die angeblich unschuldige Menschen hinmorden soll, mehr verbirgt als der erste Augenschein vermuten lässt. Um mir hier Gewissheit zu verschaffen, muss ich versuchen, sie herbeizurufen. Denn erstens kann ich mich nicht hinsetzen und warten, bis wieder ein Toter am Strand liegt, und zweitens kann ich nur gegen Dämonen kämpfen, die ich als solche erkenne und die sich mir stellen. Ich muss sie herausfordern, muss ihnen Gelegenheit geben, mich anzugreifen. Nur dann kann ich mich anstrengen, sie zu bezwingen.«

Nicole schluckte. Sie konnte ihre Unruhe nicht unterdrücken.

»Aber, Chef, seien Sie vorsichtig. Eines Tages wird Ihnen der Kampf gegen die Dämonen zum Verhängnis. Ich weiß es ganz sicher.«

Trotz des Ernstes der Situation musste Zamorra lachen.

»Nun malen Sie mal den Teufel nicht an die Wand, Nicole. Bis jetzt habe ich immer noch Glück gehabt und bin Sieger geblieben. Dank der geheimnisvollen Kräfte meines Amuletts wird es dieses Mal sicher nicht anders sein. Versuchen Sie lieber, mich aufzumuntern, wie es sich für eine treue und fleißige Assistentin gehört. Sehen Sie doch, wir sind gleich da.«

Schweigend gingen sie weiter.

Bald knirschte schon der Sand unter ihren Füßen, und der Wind und die tosende Brandung machten eine Unterhaltung unmöglich.

Im Mondlicht konnten sie die weiße Linie der anrollenden Wellen deutlich ausmachen.

Zamorra blieb einen Moment stehen und orientierte sich. Dann setzte er seinen Weg zielstrebig fort, genau auf die beiden Felsen zu, die er schon bei der Ankunft am Strand gesehen hatte.

Eine unerklärliche Ahnung trieb ihn dorthin. Ihm kam es unbewusst so vor, als sollten die Felsen für ihn noch eine wichtige Bedeutung haben.

Nicole folgte ihm wie ein in sein Schicksal ergebenes Opferlamm.

Einzig und allein das Vertrauen in ihren Chef ließ sie wieder Mut schöpfen und daran denken, was bald geschehen sollte.

Die beiden Felsen wiesen keine Vorsprünge auf. Sie waren so glatt, als wären sie geschliffen worden. Der Zwischenraum zwischen den beiden Blöcken war so schmal, dass ein Mann gerade hindurchgehen konnte, ohne mit den Schultern an beiden Seiten anzustoßen.

Die Finsternis in dem Spalt war undurchdringlich.

Von Zeit zu Zeit war ein leises Knistern zu vernehmen, wenn eine Windbö Sandkörner gegen die Felsen schleuderte. Vielleicht waren die

Felsen schon so alt, dass der Sand das Glätten im Laufe der Jahrhunderte besorgt hatte.

Zamorra machte sich sofort an die Arbeit. Jetzt galt es, den Geist der Braut des Hexenhenkers von Coryhead anzurufen und erscheinen zu lassen – falls es ihn wirklich gab.

Der Professor lehnte das Henkerbeil an den Felsblock vor ihm und ließ sich dann von seiner Assistentin das Amulett geben. Dieses legte er sich um den Hals, nachdem er sich einen schwarzen Rollkragenpullover übergestreift hatte. Die Symbole auf der silbernen Scheibe schimmerten matt im Mondlicht. Es klirrte leise, wenn es an die Kette stieß.

Zamorra konzentrierte sich und berührte einige der rätselhaften Schriftzeichen, die die Silberscheibe verzierten. Er spürte fast augenblicklich, wie die Kräfte des Amuletts auf ihn übergingen, wie sie ihn durchdrangen und erfüllten.

Er bedeutete seiner Assistentin, sich einige Meter zu entfernen.

Dann nahm er das Henkerbeil hoch und hielt es über den Kopf.

Mit langen und gemessenen Bewegungen ließ er es durch die Luft fahren und drehte sich dabei um seine eigene Achse.

»Ophelia! Ophelia! Ich rufe dich! Henkersbraut von Coryhead – ich, der Träger des Amuletts meiner Vorväter, rufe dich an! Erscheine! Siehe, ich habe dein Beil aus der Kirche geholt! Das soll dir zeigen, dass ich mächtiger bin als die Bürger dieses Dorfes. Auch mir sind besondere Kräfte gegeben! Ophelia! Ich rufe wieder. Erscheine!«

Die Szene war gespenstisch. Und wenn sie nicht so ernst gewesen wäre, hätte man vielleicht darüber lachen können. Doch Nicole wusste, dass ihr Chef in diesen Dingen keinen Spaß machte. Auch sie hatte lernen müssen, dass es Dinge zwischen Himmel und Erde gab, die mit menschlichem Geist und aller Wissenschaft nicht zu erklären waren. Gespannt wartete sie daher, was geschehen würde.

Und die Ereignisse ließen auch nicht lange auf sich warten.

Erst schien es, dass die Brandung immer stärker werden würde.

Plötzlich war der Wind eingeschlafen. Kein Lüftchen regte sich mehr. Das Tosen der auf dem Strand laufenden Wellen wurde immer lauter.

Nicole schauderte. Eine Gänsehaut kroch ihr über den Rücken. Sie wollte aufschreien, wollte ihren Chef bitten, aufzuhören. Doch ihre Lippen waren versiegelt. Sie brachte sie nicht auseinander. Kein Laut drang aus ihrem Mund.

Auch Zamorra blieb von der veränderten Atmosphäre nicht unberührt. Bedenken regten sich in ihm, dass er das Henkerbeil von seinem angestammten Platz entfernt hatte. Sollte die Dämonin – falls es sie wirklich gab – es bemerkt haben, dann würde sie sich bitter an ihm rächen. Und dann würde sie sicherlich nicht allein erscheinen.

Vielleicht brachte sie ein ganzes Heer von Geistern und Monstern mit

sich.
Zamorra verdrängte diese Befürchtungen und schrie weiterhin seine Beschwörungen in die Nacht.
»Ophelia! Braut des Hexenhenkers – erscheine!«
Wie eine weiß gischtende Mauer lag nun die Brandung vor dem Strand. Unaufhörlich rasten die Wellen heran, ihre Gewalt wurde durch nichts gebrochen.
Schon leckten die ersten Ausläufer um Zamorras und Nicoles Füße. Sie schienen es nicht zu merken.
Dann erfüllte ein sonderbares Geräusch die Luft in der Umgebung. Der Laut schien seinen Ursprung in den beiden Felsen zu haben.
Es war ein Singen und Dröhnen, das fast körperlich zu spüren war. Der ganze Strand schien zu beben. Nicole blickte sich um, und ein Schrei entrang sich ihrer Kehle.
Sie hatte den Eindruck, als würden die beiden Felsen umstürzen – genau auf sie und ihren Chef.
Der Schrei ließ Zamorra herumfahren. Mit einem Blick erfasste er die Situation. Er stürzte zu Nicole hin und legte einen Arm um ihre Schultern. »Keine Angst, Nicole. Es ist nicht gefährlich. Dies sind nur die Vorboten der Erscheinung.«
»Aber die Felsen, Professor! Sehen Sie denn nicht – Sie kippen auf uns!«
»Das bilden Sie sich nur ein. Bleiben Sie ganz ruhig.«
Zamorra wandte sich wieder um und blickte über den Strand. Er hob das Henkerbeil erneut und schwang es durch die Luft.
»Ophelia, Henkerin, erscheine!«
Auf einmal gab es einen markerschütternden Knall. Eine Druckwelle ließ Nicole und den Professor in die Knie sinken.
In dem Spalt zwischen den Felsen wurde es auf einmal hell.
Eine flirrende Lichtwolke zeichnete sich ab, die immer mehr wuchs, bis sie den Spalt ganz ausfüllte.
Es war ein weißliches Leuchten, das an Intensität noch zunahm.
Mit weit geöffneten Augen starrte Nicole diese Erscheinung an.
»Chef«, krächzte sie, »schauen Sie… Was ist das?«
Zamorra schüttelte unwillig den Kopf. Jetzt war nicht der Augenblick, lange Erklärungen abzugeben.
»Seien Sie ganz still, Nicole. Ich erkläre es ihnen später, wenn alles vorüber ist.«
Die Lichtwolke näherte sich der vorderen Felskante.
Und dann bildeten sich in ihr Konturen. Immer deutlicher zeichneten sie sich ab. Schon bald war ein Körper zu erkennen. Dann folgte ein Gesicht.
Es war das Gesicht eines überaus hübschen Mädchens. Ihre Züge waren ebenmäßig, ihre Nase gerade. Die Augen waren von einem

verwirrenden Blau, und sie trug ein langes weißes Gewand, das Zamorra als Hochzeitskleid erkannte, allerdings aus einer Epoche, die lange vor unserer Zeit liegt.

Das Wesen schwebte heran. Ihre Füße berührten den Boden nicht.

In ihren Augen lag kein Hass, sondern nur tiefe Trauer und Niedergeschlagenheit.

Ernst betrachtete sie die Menschen, die da in der Kälte der Nacht am einsamen Strand vor ihr standen. Dann öffnete sie den Mund, und eine liebliche Stimme ertönte.

»Ihr habt mich gerufen. Warum? Wer begehrt mich zu sprechen, mich, die Unglücklichste unter der Sonne? Und ich sehe dort das Henkerbeil meines Geliebten. Wer gab es euch? Es ist doch mit einer Schranke versehen, die jedem normalen Sterblichen verbietet, es zu berühren. Wer gab euch die Kraft, es aus der Kirche zu tragen?«

Zamorra musste sich erst sammeln. Er war noch zu verblüfft, als dass er das als selbstverständlich angenommen hätte, was sich da vor seinen Augen abspielte.

Er räusperte sich.

»So gibt es dich also doch. Wir sind hergekommen, weil wir von deinen Taten erfuhren. Und weil es meine Berufung ist, gegen die Dämonen auf unserer Erde zu kämpfen, habe ich mich entschlossen, dich aufzuspüren und deinem Tun Einhalt zu gebieten; deshalb bin ich hier, und deshalb habe ich dich gerufen.«

Der Ausdruck im Gesicht der Erscheinung veränderte sich nicht.

Er wurde eher noch trauriger. »Warum hast du mir das Beil genommen? Jetzt wird mir nie mehr Gerechtigkeit widerfahren. Das Beil war meine einzige Hoffnung. Jetzt hast du sie mir genommen.«

Zamorra war verblüfft. »Was soll das heißen? Ich verstehe das nicht. Welche Hoffnung habe ich dir genommen? Was hat es mit diesem Beil auf sich? Überdies – warum hast du diese Gräueltaten begangen?«

Das Astralmädchen hob den Arm und machte eine weite Geste.

»Hier in dieser Gegend bin ich aufgewachsen. Hier wollte ich glücklich werden. Hier wollte ich heiraten und eine Familie gründen. Doch der Einfluss des Bösen hat das unmöglich gemacht. Im letzten Moment vor der Trauung wurde mir der Bräutigam von der Seite gerissen und bestialisch ermordet.«

Zamorra nickte und meinte: »Ich weiß das alles. Ich kenne auch die Namen der Beteiligten. Doch was hat das mit dem Beil auf sich, und wie kommt es, dass du dich in den Hexenhenker von Coryhead verliebtest?«

»Oh, als ich ihn kennen lernte, wusste ich nicht, dass er der berüchtigte Hexenhenker von Coryhead war. Ich kannte ihn nur als sehr liebenswerten jungen Mann, der keiner Fliege etwas zu Leide tun konnte. Doch in unserem Dorf hauste das Böse, der Satan, oder auch

ein Diener des Satans. Wie er heißt, kann ich nicht mehr sagen. Ich habe es vergessen. Doch hat er das ganze Dorf verhext und zu diesen Wahnsinnstaten getrieben. Er hatte damals die Menschen aufgehetzt, dass sie einen aus ihrer Mitte als Hexe an den Pranger stellen und später töten. Die armen Bürger konnten nichts dafür. Und nicht selten hat sich damals vor dreihundertfünfzig Jahren jemand das Leben genommen, nachdem er erkennen musste, an welch grausigem Schauspiel er teilgenommen hatte. Es war damals eine Zeit des Schreckens. Als man mir den Bräutigam genommen hatte, tat ich den Schwur, dass ich seinen Tod rächen würde. Oh, hätte ich es doch nie getan. Denn nun geriet auch ich in die Hand des Satans. Denn er nahm mich beim Wort, schenkte mir das ewige Leben, schickte mich aber als Mörderin über das Land. Immer wieder ergriff mich dieser verhängnisvolle Trieb und jagte mich aus meinem Grab, das ich mir damals ausgesucht hatte. Du musst wissen, dass ich mir damals das Leben nehmen wollte. Ich setzte mich jedoch zuvor noch für eine Zeit in den Sand genau hier vor die Felsen. Dann muss ich eingeschlafen sein. Und als ich erwachte, befand ich mich in einem Verlies tief unter der Erde. Ich hörte dann Stimmen, konnte aber niemanden erkennen, der zu mir gesprochen hätte. Seitdem habe ich jeden Zeitbegriff verloren. Ich weiß nur, dass ich, wenn man mich ruft, in die Kirche gehen muss, um mir das Beil meines Geliebten zu holen. Denn nur mit dieser Waffe kann ich die Befehle befolgen, die mir gegeben werden. Das ist meine Geschichte. In all den Jahren habe ich nur gehofft, dass ich endlich von meinem unseligen Schicksal erlöst würde und an der Seite meines Bräutigams die ewige Ruhe finden könnte. Doch nun kann ich diese Hoffnung aufgeben. Denn indem du es geschafft hast, das Schwert von der Wand zu nehmen, kann es mir nicht mehr dienen. Du musst entweder ein großer Zauberer oder auch mit den Mächten des Bösen im Bunde sein.«

Zamorra schüttelte energisch den Kopf. »Nichts von alledem ist wahr. Ich habe nur von meinen Vorfahren gewisse Fähigkeiten geerbt, die es mir ermöglichen, manchmal Dinge zu tun, zu denen sonst kein Sterblicher in der Lage ist. Doch ich würde dir gern helfen. Denn ich begreife nun, dass man dir Unrecht getan hat. Wie kann ich dich von deinem eigenen Fluch erlösen?«

Die Erscheinung blickte ungläubig. »Wie willst du das anstellen, Menschlein? Ich habe zwar all die Jahrzehnte und Jahrhunderte darauf gehofft, dass ich erlöst werde, doch ich musste immer wieder erkennen, dass das niemandem gelingen würde. Ich bin verflucht in alle Ewigkeit.«

»Nein, so hör doch zu. Ich will dir wirklich helfen. Doch du musst mir sagen, wie. Ich werde dann mein Bestes versuchen.«

Ophelia, die Erscheinung aus der Vergangenheit, dachte nach.

»Du könntest wirklich jemand sein, der mit ungewöhnlichen Situationen fertig wird. Allein dass du es geschafft hast, das Beil aus der Kirche zu holen, zeigt mir, dass du über besondere Fähigkeiten verfügen musst. Auch sehe ich auf deiner Brust das Amulett deiner Vorfahren. Es ist in der Dämonenwelt wohl bekannt, und alle zittern davor. In dieser Situation kann es dir allerdings nicht viel helfen, weil ich auf Befehl eines anderen, Höheren, als Henkerin über das Land ziehe. Du könntest mich wirklich erlösen. Doch dafür müsste ich dich mitnehmen in die Vergangenheit. Denn du musst den Satan unseres kleinen und ehemals glücklichen Dorfes zur Strecke bringen. Wenn du nur mich vernichtest, lebt das Böse immer noch weiter. Willst du das tun? Dann sage es nur, und wir machen die lange Reise.«

Zamorra nickte kurz entschlossen. »Ich will es versuchen. Auch sind mir Reisen durch Zeit und Dimension nicht fremd. Es sei. Ich komme mit.«

Ein Freudenschimmer glitt über das Gesicht des Geistermädchens.

»Gut. Doch du musst dein Amulett ablegen. Denn nur ohne es kannst du durch das Tor der Zeit treten. Du wirst also auf deine Schläue angewiesen sein. Ich gebe dir noch eine kurze Beschreibung mit, wie du den Unheimlichen erkennen kannst. Ich habe es damals erst nach meinem leiblichen Tod erfahren. Daher kann ich es dir jetzt verraten. Und hab keine Furcht. Ich geleite dich sicher in die Vergangenheit.«

Zamorra nickte und drehte sich zu seiner Assistentin um, die die ganze Zeit kein Wort hervorgebracht hatte.

»Machen Sie nicht so ein Gesicht, Nicole. Sie tun ja so, als hätten Sie noch nie eine Geistererscheinung zu Gesicht bekommen. Hier« – und dabei schob er die Kette mit dem Amulett über den Kopf – »nehmen Sie das an sich und achten Sie gut darauf. Sie wissen, welchen Wert es besitzt. Ich weiß nicht, wann ich zurückkomme. Doch Sie wissen ja auch, dass man verschiedene Zeiträume nicht gleichsetzen kann. Was in der Vergangenheit vielleicht mehrere Tage dauert, kann in der Gegenwart unter Umständen nur Stunden ausmachen. Warten Sie hier auf mich und passen Sie auf, dass Ihnen nichts zustößt. Und jetzt drücken Sie mir die Daumen.«

In einer plötzlichen Aufwallung der Gefühle fiel Nicole ihrem Chef um den Hals.

»Passen Sie auf, Professor. Nehmen Sie sich in Acht.«

Zamorra nickte und löste Nicoles Arme von seinem Nacken.

Dann ging er zurück zu der Felsspalte und war bereit, die Reise anzutreten.

Auf ein Zeichen der Geistererscheinung machte er einen Schritt vorwärts, und noch einen, und einen dritten, und dann war er plötzlich hinter der Lichtwand verschwunden.

Nicole biss sich die Knöchel wund und war fest überzeugt, ihren Chef

nie mehr wieder zu sehen.

***

Richard, der geheimnisvolle Unbekannte, den jeder im Dorf täglich sah, von dem aber niemand wusste, woher er gekommen war, beobachtete die Vorkommnisse am Strand mit Entsetzen.

Wie war es diesem Mann aus Frankreich nur gelungen, Ophelia erscheinen zu lassen?

So etwas konnte doch nur jemand, der mit den übersinnlichen Mächten vertraut war und sich darauf verstand, sie einzusetzen.

Er begriff nicht, was dort geschah. Nur eine Ahnung machte sich in seinem teuflischen Geist breit. Dieser Mann dort vorn war eine Gefahr für ihn. Er musste ihn um jeden Preis vernichten, koste es, was es wolle. Denn in Coryhead war nur Platz für ihn, hier an der Stelle, die ausersehen war, als Brückenkopf des Bösen zu dienen.

Und er sollte mithelfen, diesen Brückenkopf vorzubereiten.

Gespannt und voller Konzentration verfolgte er das Geschehen am Strand vor den Felsblöcken.

Deutlich konnte er Ophelia, dieses unsterbliche Wesen aus der Vergangenheit, erkennen. Sie, die als Fluch der Gegend angesehen wurde, konnte nichts für ihre unseligen Taten. Sie war durch ihren Fluch damals vor dreihundertfünfzig Jahren erst zu dem geworden, was sie heute war. Und sie würde es in Ewigkeit auch bleiben, falls nicht jemand kam und den Zauber brach, unter dessen Bann sie stand.

Eine Idee durchzuckte den Unheimlichen, den alle nur unter dem Namen Richard kannten, dem Namen, unter dem er vor vierundzwanzig Jahren als Findelkind ins Kirchenregister eingetragen worden war. Sollte vielleicht der Mann dort sich in den Kopf gesetzt haben, die Henkersbraut von ihrem Fluch zu erlösen?

Wenn ja, dann musste er es auf jeden Fall verhindern.

Nun konnte er sehen, wie die beiden, der Sterbliche und die Unsterbliche, miteinander redeten.

Er schlich näher heran und konnte verstehen, was sie besprachen.

Als er hörte, wie Professor Zamorra von seiner Berufung und dem Erbe seiner Vorfahren redete, begriff er endlich, was ihm drohte.

Zamorra! Professor Zamorra! Er war es, der dort unten am Strand mit der Geistererscheinung verhandelte. Dann musste die andere Frau bei ihm seine Assistentin sein.

Instinktiv wusste Richard, dass dort sein Erzfeind stand, der Gegner aller Dämonen und bösen Geister.

Und er war so gut wie unbesiegbar. Denn das Amulett, das er trug, verlieh ihm Kräfte, denen ein Dämon oder ein Sendbote des Bösen nichts entgegenzusetzen hatte… Fieberhaft überlegte er, wie er es anstellen könnte, doch noch die Oberhand zu behalten.

Da unterbrach das Geschehen am Strand seine Gedanken.
Der Professor schritt auf die Lichtwand zu!
Er kam ihr immer näher, drang in sie ein und war bald darauf spurlos verschwunden.
Das Zeittor! Ophelia hatte für ihn das Zeittor errichtet. Also musste er sich jetzt auf dem Weg in die Vergangenheit befinden. Das konnte er aber nur ohne das Amulett bewerkstelligen. Daher musste sich das Amulett jetzt irgendwo in der Nähe befinden… Wahrscheinlich hatte es im Augenblick diese andere Frau, die Assistentin des Dämonenprofessors.
Schlangengleich glitt Richard an die Felsen heran. Er sah jedes Hindernis rechtzeitig, denn er konnte auch in absoluter Finsternis sehen, ein Erbe seiner Herkunft und seiner Vorfahren.
Ja, dort saß auf einem Stein die Frau, die den Professor überallhin begleitete. Sie musste er bezwingen, überwinden.
Die Frau drehte sich zur Seite.
Da durchzuckte den Unheimlichen ein heißer Strahl der Freude.
Auf ihrer Brust schimmerte etwas.
Das Amulett!
Dort vor ihm war es. In seiner Reichweite. Er brauchte nur zuzugreifen. Doch er wusste auch um die Gefahr, die ihm von diesem silbernen Talisman drohte.
Er musste es vorsichtig anstellen und durfte nichts überstürzen.
Doch er musste sich auch beeilen, denn jederzeit konnte dieser Professor wieder auftauchen. Wer weiß, was er in der Vergangenheit machte.
Richard konnte es nur ahnen, und diese Ahnung trieb ihn zu höchster Eile an.
Ja, der Ruf seiner Ahnen erreichte ihn und trieb ihn zum Handeln.
Mit hasserfülltem Blick fasste er die Frau ins Auge, die dort arglos auf einem Stein saß und nichts von dem Grauen ahnte, das auf sie zukam…

***

Als Zamorra die Lichtwand berührte, hinter der Ophelia auf ihn wartete, verspürte er ein sonderbares Ziehen in der Wirbelsäule. Er hatte das Gefühl, als würde sein Körper einschrumpfen und sich gleichzeitig aufblähen.
Zu seinem Entsetzen konnte er sich auf einmal nicht mehr sehen.
Seine Arme, seine Beine, sein ganzer Körper – er war verschwunden!
Um ihn herum war alles grau und in wogender Bewegung. Wie Wolken am stürmischen Himmel trieben die Grauschatten vorbei, umtanzten die beiden. Sie waren Eindringlinge in diesem Reich jenseits von Zeit und Raum und man gaukelte ihnen schreckliche

Bilder vor.

Zamorra hatte das Gefühl, als würde er mit den geballten Erfahrungen der vergangenen Jahrhunderte konfrontiert. Zusammenhänge wurden ihm klar, zeigten ihm ihr wahres Gesicht.

Und eine schreckliche Angst ergriff von ihm Besitz. Die Angst, sich hier in dieser dimensionslosen Lücke zwischen den Zeitstrahlen zu verirren und niemals mehr in die Gegenwart zurückkehren zu können.

Ophelia, die wieder ihr Henkerbeil trug, nahm seine Hand.

»Hab keine Angst, es wird uns nichts geschehen. Denn in diesem Raum haben Dämonen keine Macht. Erst wenn die Zeit wieder als etwas Reales und Gegebenes empfunden werden kann, lassen sie ihre bösen Mächte wieder arbeiten. Ich kenne den Weg genau. Ich bin ihn oft gegangen, in der Hoffnung, alles wieder zum Guten wenden zu können. Doch das ist wohl unmöglich. Was geschehen ist, kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Du hast nur die Möglichkeit, mir meine Ruhe von dem Augenblick an zu geben, als du mich zum ersten Mal gesehen hast. Die Toten in den Jahrhunderten vorher wirst du nie mehr lebendig machen können. Das weiß ich, und das ist unabänderlich.«

Zamorra nickte und fasste neuen Mut.

»Das weiß ich auch. Doch du wolltest mir noch sagen, wie ich den Gesandten des Satans erkennen kann. Und du wolltest mir noch sagen, wo er zu finden ist.«

Ophelia, die vorausging, wandte sich um. Traurig blickte sie ihren Begleiter in die Vergangenheit an.

»Ich hoffe, dass du das Werk, das du dir vorgenommen hast, erfolgreich vollenden wirst. Der Mann, den ich meine, wohnt am Rande des Hauptplatzes in einem Haus, das viel älter aussieht als all die anderen. Es ist von Efeu überwuchert, und von den Mauern ist nichts mehr zu erkennen. Du musst deinen Weg dorthin und hinein allein finden. Denn ansprechen darfst du keinen der Bewohner. Man würde dich als Fremden erkennen und auf dich aufmerksam werden. Und wenn er, der Unbekannte, das erführe, dann wäre dein Leben verwirkt. Dann würde er nämlich dafür sorgen, dass du öffentlich hingerichtet würdest. Und keine Macht der Erde könnte dich mehr retten. Denn wisse, auch ich werde dir nicht helfen können. Mir sind die Hände gebunden, denn mein Fluch hindert mich, etwas gegen die Mächte des Bösen zu unternehmen. Ich kann nur hoffen, jemanden zu finden, der es für mich tut. Und ich wünschte, du wä- rest der Richtige. Pass jetzt auf, wir sind gleich da.«

Sie bewegten sich weiter. Zamorra meinte dahinzuschweben. Seine Füße berührten den Boden nicht, der ebenfalls eine grauwabernde Masse war.

Weit voraus konnte er einen gelblichen Schimmer wahrnehmen.

Es sah aus wie eine ovale Öffnung, ähnlich wie die, durch die er in diese rätselhafte Welt jenseits der Zeit getreten war.

Ophelia hielt ihn noch einmal an.

»Eines habe ich ganz vergessen, nämlich dir zu sagen, dass dieser unheimliche Sendbote des Satans wahrscheinlich auch einen Sohn hat. Du musst ihn also auf jeden Fall besiegen, sonst wird der grausame Spuk hier in dieser Gegend weiter gehen. Auch wenn ich nicht mehr da sein sollte, der Satan würde ein neues Werkzeug finden und es morden lassen.«

Zamorra schluckte. So groß war die Verantwortung, die er nun zu tragen hatte. Es war etwas, das einen Mann verzagen lassen konnte.

Doch in ihm erklang der Ruf seiner Vorfahren, und eine innere Energie riss ihn vorwärts auf das Tor zur Vergangenheit zu.

Das gelbleuchtende Oval wirkte wie eine Flammenhölle. Doch es strahlte keine Hitze aus.

Zamorra besann sich nicht lange. Er stürzte wild darauf zu und warf sich hinein. Wieder war da dieses Ziehen in der Wirbelsäule, und plötzlich sah er seinen Körper wieder. Er hatte das Gefühl, durch die Luft zu fliegen.

Dann landete er ziemlich unsanft auf dem Boden. Einige Augenblicke blieb er benommen liegen. Dann schlug er die Augen auf.

Es war Tag oder besser gesagt Abend, denn die Sonne ging unter, wie er nach kurzer Zeit erkennen konnte.

Seine Hände fühlten Sand. Und ein zweiter Blick verriet ihm, dass er am Strand lag, genau vor den Felsblöcken, die jetzt nicht ganz so glatt waren, wie er es aus seiner Zeit kannte.

Nur vage konnte er die Astralerscheinung der Henkersbraut von Coryhead ausmachen. Ganz schwach hob sie sich gegen den blauen Himmel ab.

»Denke daran, er hat noch einen Sohn, und der kann in jeder möglichen Gestalt durch das Dorf laufen. Sieh dich also vor. Wie du den bösen Geist von Coryhead zur Strecke bringen kannst, das kann ich dir nicht verraten. Doch nimm diesen silbernen Dolch hier. Er soll dir bei deiner schweren Aufgabe helfen.«

Mit diesen Worten griff sie in ihr weites Kleid und holte einen silbernen Dolch hervor. Es war ein prächtiges Stück. Der Griff fein ziseliert, die Klinge rasiermesserscharf.

Geradezu andächtig streckte Zamorra seine Hand aus.

Als seine Finger den Griff des Dolches umschlossen, verspürte er ein leichtes Brennen. Sein Gesicht zeigte Erstaunen.

Ophelia, die Erscheinung, bemerkte es.

»Wundere dich nicht. Auch ich kann dir mit Dingen dienen, die dich über die so genannten normalen Menschen hinausheben können. Doch dieser Dolch ist das Einzige, was ich für dich tun kann. Ab jetzt bist du

allein. Wenn du deine Aufgabe wirklich gelöst haben solltest, dann komm hinunter zum Strand und rufe mich wieder. Ich werde dich dann in deine Zeit zurückführen. Und wenn du dort wieder eintriffst, wirst du feststellen, dass dort nur wenige Minuten oder Viertelstunden vergangen sind. Viel Glück. Und ich hoffe mit dir. Leb wohl.« Mit diesen Worten löste sich die Erscheinung ganz auf, und Zamorra war allein.

Zamorra blieb noch einen Moment sitzen. Wohin er auch blickte, er konnte niemanden sehen. Also war seine Ankunft durch das Zeittor offensichtlich nicht beachtet worden. Er saß genau zwischen den Felsblöcken. An der Stelle war er auch in seiner Gegenwart in das Zeittor eingetreten.

Neben ihm schimmerte etwas im Sand.

Es war das Henkerbeil!

Ophelia musste es vergessen haben, oder sie hatte es absichtlich zurückgelassen, damit Zamorra eine zweite Waffe hatte.

Professor Zamorra zog es heran und prüfte die Schneide. Sie war ebenfalls wie die des Dolches rasiermesserscharf.

Langsam erhob er sich. Er fühlte sich am ganzen Körper zerschlagen. Die Reise durch die Zeit musste seine Reserven angegriffen haben. Es hatte sicher schon seinen Grund, dass nur Dämonen auf dem Zeitstrahl reisen konnten.

Sie waren körperlich nicht vorhanden, und somit brauchten sie auch keine physische Energie.

Dann nahm Zamorra das Henkerbeil auf die Schulter, steckte den Dolch in den Gürtel, schob den Pullover darüber und marschierte in Richtung Dorf.

Je mehr er sich den Häusern näherte, desto mehr spürte er auch eine unheimliche Atmosphäre, die über der Szenerie lag. Dieses Dörfchen war eigentlich eine Idylle für sich, doch über den Häusern und Straßen lag ein unverhohlenes Grauen.

Zamorra konnte deutlich erkennen, dass im Laufe der Jahrhunderte an dem Dorf nicht viel geändert worden war. Moderne Gebäude hatte es auch in seiner Gegenwart verschwindend wenige.

Und dann entdeckte er die ersten Einwohner. Sie sahen ihn herankommen, schauten ihn neugierig an und zuckten dann zurück, als sie das Henkerbeil auf seiner Schulter erkannten.

Erst begriff er diese Reaktion nicht, schrieb sie höchstens seinem fremdartigen Aussehen zu. So wie er gekleidet war, musste er in diesem Jahrhundert natürlich auffallen. Man schrieb immerhin das Jahr 1625.

Doch dann keimte ihm ein schrecklicher Verdacht auf. Die Leute mussten das Beil doch kennen. Es war das Beil des Hexenhenkers, der in der ganzen Gegend verhasst war!

Und auf einmal brach ihm der kalte Schweiß aus. Wenn nun der Hexenhenker, der echte, noch nicht gelyncht worden war? Wenn er, Zamorra, nun zu einer Zeit in diesem Jahrhundert angelangt war, wo noch der Henker von Coryhead seine Tätigkeit ausübte, für die er natürlich nichts konnte, die in ihrer Wirkung trotzdem grausam war?

Der Professor rechnete jeden Moment damit, dass man sich auf ihn stürzen würde.

Gewissheit bekam er erst, als er den Hauptplatz des Dorfes betrat.

Um eine alte Eiche in der Mitte des Platzes hatte sich eine riesige Menschenmenge versammelt. Aus allen umliegenden Orten mussten sie gekommen sein, um sich diese Attraktion anzuschauen.

Und als Zamorra sich entgegen den Warnungen Ophelias, sich von den Einwohnern des Dorfes fern zu halten, durch die Menge drängte, konnte auch er sehen, was hier das Zentrum der allgemeinen Schaulust war.

Er war zuerst erleichtert, doch dann krampfte sich sein Herz zusammen, und die ganze Grausamkeit in den Wahnsinn getriebener harmloser Menschen stürmte auf ihn ein.

An einem weit ausladenden Ast der Eiche hing an einem Strick, sonderbar im Todeskampf verrenkt, ein junger Mann.

Das musste der Henker sein, vor dem alle hier in dieser Gegend gezittert haben mussten.

***

Nicole Duval fröstelte. Es war wieder Wind aufgekommen, und der Strand lag verlassen da wie vorher. Sie fragte sich, was ihr Chef im Augenblick wohl machte.

Ob er seine Reise in die Vergangenheit schon beendet hatte? Oder könnte es sein, dass dieses Mädchen, das nicht von dieser Welt zu stammen schien, ihn in eine Falle gelockt hatte?

Sie wünschte ihrem Professor von ganzem Herzen Glück und hoffte inständig, dass ihm nichts zustieß.

Gedankenverloren starrte sie hinaus in die Brandung, deren Tosen zu ihr herüberdrang.

Sie lehnte sich zurück und machte es sich auf dem Steinblock bequem. Es war wohl doch etwas viel für sie gewesen, und Müdigkeit drohte sie zu übermannen. Langsam sank ihr Kopf auf die Brust. Ihr fielen die Augen zu. Daher bemerkte sie auch nichts von dem Schatten, der sich ihr lautlos näherte.

Richard war bemüht, kein Geräusch zu verursachen. Katzengleich nutzte er jede Deckungsmöglichkeit aus und kam seinem Opfer immer näher.

Er wusste genau, was er zu tun hatte. Wenn er erst einmal im Besitz des Amuletts war, musste die Frau sterben. Denn es durfte keine

Zeugen geben, dass er mit dem Satan im Bunde war. Sonst wäre seine ganze Mission zum Scheitern verurteilt.

Leise arbeitete er sich einen Sandhügel hinauf. Der Mond warf seinen Schatten in scharfen Umrissen auf den Boden. Jetzt verfluchte er seine Ähnlichkeit mit den Menschen. Denn wenn er als Dämon aufgetreten wäre, hätte er keinen Schatten hinterlassen und auch kein Spiegelbild gehabt. So musste er mit diesem Handikap fertig werden und versuchen, trotzdem unbemerkt an sein Opfer heranzukommen.

Dank seiner dämonischen Fähigkeiten jedoch wusste er genau, dass die Frau schlief. Seine Chancen wuchsen.

Jetzt hieß es nur, so dicht an die Frau heranzukommen, dass sie das Amulett als Waffe gegen ihn nicht mehr einzusetzen vermochte.

Doch das sollte ihm wohl gelingen.

Er erreichte die Spitze des Sandhügels und schaute nach unten. Ja, da saß sie und schlief offensichtlich.

Vorsichtig machte Richard sich an den Abstieg. Zentimeter für Zentimeter tastete er sich vorwärts. Aber plötzlich gab der Sand unter ihm nach. Er geriet ins Rutschen und konnte sich nicht mehr halten. Seine Gedanken rasten. Was sollte er tun?

Da schob sich eine Wolke vor den Mond. Er atmete innerlich auf.

Jetzt waren alle Vorteile auf seiner Seite. Er konnte in der Dunkelheit sehen, die Frau aber nicht.

Er rutschte immer weiter, versuchte sich aufzurichten, lief ein paar Schritte und stolperte plötzlich. Er stürzte nach vorn und prallte mit dem Kopf auf einen Felsklotz, der aus dem Sand herausragte.

Verdammt, den hatte er übersehen!

Als er mit dem Kopf dagegenknallte, stöhnte er unwillkürlich auf.

Nicole zuckte hoch. Wie lange sie geschlafen hatte, konnte sie nicht sagen. Doch etwas hatte sie geweckt.

Ein Geräusch?

Aber wer sollte sich noch um diese Zeit am Strand aufhalten? Zumal bei diesem ungemütlichen kalten Wetter.

Ihre Augen versuchten die Finsternis um sie zu durchdringen. Sie stellte fest, dass der Mond hinter einer Wolke verschwunden war.

Sollte sie sich geirrt haben? Wahrscheinlich war sie nur von der nahen Brandung geweckt worden. Das würde es wohl gewesen sein.

Noch einmal ließ sie ihren Blick schweifen.

Da blieb ihr das Herz fast stehen.

Zwei Lichtpunkte glühten ihr entgegen!

Da, jetzt bewegten sie sich, kamen auf sie zu. Die Drohung, die von diesen Lichtflecken ausging, spürte sie fast körperlich.

Sie schrie laut auf. Ihre Gedanken rasten. Sie bebte am ganzen Körper. Was sollte sie tun?

Sie sprang auf und versuchte sich zu orientieren.

Vielleicht war es nur ein Tier, dass dort wartete. Aber welche Tiere sollte es in diesem Landstrich schon geben, die einem Menschen gefährlich werden könnten?

Nein, es musste etwas anderes sein.

Ihr Fuß stieß an einen kompakten Widerstand.

Sie bückte sich und ertastete einen Stein. Wild grub sie mit den Händen im Sand und legte ihn frei. Dann hob sie ihn auf. Er war etwa faustgroß. Damit würde sie sich schon zu wehren wissen.

Die beiden Lichtpunkte kamen immer näher. Unaufhaltsam und gnadenlos.

In ihrer Verzweiflung hob Nicole den Arm und schleuderte den Stein in Richtung der Lichtpunkte.

Sie musste getroffen haben, denn ein wütendes Knurren war die Antwort. Und die Punkte verschwanden.

Ihr Herz pochte wild. Hatte sie das unheimliche Wesen verscheucht? Sie wagte es nicht zu hoffen.

Und dann hörte sie ein scharrendes Geräusch ganz in ihrer Nähe.

Wieder schrie sie verzweifelt und in höchstem Schrecken auf.

Zum Glück verzog sich die Wolke, die den Mond verdeckt hatte.

Nun lag der Strand wieder im bleichen Licht.

Doch so sehr sie sich auch bemühte, etwas zu erkennen, sie sah nichts. Kein Lebewesen, nur Sand und verstreute Felsbrocken.

Instinktiv setzte sie sich in Bewegung und rannte so gut es der tiefe Sand erlaubte zu den Felsblöcken hinüber, zwischen denen ihr Chef vor gar nicht allzu langer Zeit verschwunden war. Dort in dem Spalt wollte sie sich verstecken. Dort wäre sie auch hinlänglich geschützt.

Sie zog sich so weit zurück wie es ging.

Zitternd harrte sie der Dinge, die da kommen sollten. Dabei griff sie unbewusst nach dem Amulett, das sie sich um den Hals gehängt hatte, und umkrampfte es so stark, dass die Knöchel an ihren Fingern weiß hervortraten.

***

Die Leute, die um Zamorra herumstanden, tuschelten leise. Zamorra merkte, dass er der Gegenstand ihrer Unterhaltung war. Und ihm fiel ein, was Ophelia ihm geraten hatte, nämlich, sich von den Einwohnern des Dorfes fern zu halten.

Ein eisiger Schreck durchzuckte ihn.

Was wäre, wenn dieser Unheimliche in seinem alten Haus am Rand des Platzes schon über ihn Bescheid wusste?

Er musste ihn sofort aufsuchen.

Er löste sich von dem schrecklichen Anblick und wandte sich zum Gehen.

Die Gespräche verstummten. Schweigend bildeten die Neugierigen

eine Gasse. Zamorra ging hindurch, ohne nach rechts oder links zu schauen. Als er sich ein Stück von der Gruppe entfernt hatte, blickte er sich suchend um.

Das Haus fiel ihm sofort ins Auge. Es war ein zweigeschossiger Bau, der, wie Ophelia es beschrieben hatte, dicht mit Efeuranken überwuchert war.

Dort sollte also dieser Unheimliche leben, von dem Ophelia sagte, dass er das ganze Dorf verhext hätte. Zamorra fragte sich, ob sie denn die Einzige gewesen war, die das bemerkt hatte. Wahrscheinlich, denn es hatte sich sonst niemand dagegen gewehrt.

Zielstrebig schritt Zamorra darauf zu.

Hinter einem der Fenster im ersten Stock glaubte er eine Bewegung erkennen zu können. Doch er konnte sich ebenso gut getäuscht haben und seine überreizten Nerven hatten ihm einen Streich gespielt.

Die Eingangstür lag zu ebener Erde.

Er nahm das Henkerbeil von der Schulter, schaute noch einmal in die Runde, ob ihm von irgendeiner Seite Gefahr drohte, dann klopfte er laut und vernehmlich.

Es dauerte einige Sekunden, doch schließlich, wie von Geisterhand bewegt, schwang die Tür zur Seite.

Dahinter tat sich ein dunkler Gang auf, in dem Zamorra nichts erkennen konnte, so finster war er.

Modrige Luft schlug ihm entgegen, und sein Instinkt sagte ihm, dass er am Ziel war.

Jetzt hieß es nur noch, den Geheimnisvollen zu Gesicht zu bekommen.

Entschlossen betrat Professor Zamorra den Hausflur.

Allmählich gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit, und er konnte eine Treppe erkennen, die hinaufführte in den ersten Stock.

Er wollte gerade hingehen, um die Treppe zu betreten, da hatte er plötzlich das Gefühl, als würde etwas in seine Gedanken eindringen.

Unwillkürlich und rein reflexartig zuckte seine Hand zur Brust.

Aber da fiel ihm ein, dass er das Amulett ja hatte zurücklassen müssen.

Schutzlos war er der fremden Macht ausgeliefert!

Verzweifelt versuchte er, einen klaren Kopf zu behalten. Er bemühte sich mit aller Kraft, die fremde Macht aus seinen Gedanken zu vertreiben.

Er nahm die erste Stufe, die zweite, die dritte.

Dann konnte er nichts mehr denken. Die Treppe verschwamm vor seinen Augen, wurde zu einem Gebilde aus Gummi, das sich hin- und herwand wie eine Schlange. Die Schlange bekam plötzlich einen Schädel. Eine lange Zunge schoss auf Zamorra zu. Er ließ das Henkerbeil fallen.

Polternd fand es seinen Weg nach unten in die Vorhalle, wo es klirrend auf den Steinboden prallte und liegen blieb.

Zamorra erinnerte sich an den silbernen Dolch. Er wollte unter seinen Pullover greifen, die Waffe hervorziehen.

Doch er konnte sich auf einmal nicht mehr rühren. Alle Glieder waren wie gelähmt. Er schnappte nach Luft, wie ein Fisch auf dem Trockenen. Eine stählerne Klammer hatte sich um seine Brust gelegt.

Er strengte sich an, sie mit der Kraft seines Denkens zu sprengen.

Die Klammer wurde nur noch enger, presste ihn zusammen, drohte ihm das Leben aus dem Körper zu drücken.

Keuchend hielt sich der Professor am Geländer fest.

Gleich musste es vorbei sein. Gleich würde er den Zwang abschütteln und wieder atmen können.

Doch die Hoffnung war vergebens.

Rote Kreise tanzten vor seinen Augen. Sein Gesicht lief blau an.

Ein letzter klarer Gedanke zuckte durch seinen Kopf. So würde er dann in einem Jahrhundert untergehen, dass lange vor seiner Zeit lag. Spurlos wäre er verschwunden, und es wäre so, als hätte es ihn nie gegeben.

Noch einmal raffte er sich auf, wollte sich umwenden, um zu fliehen.

Da wurde sein Blick durch eine Bewegung über ihm gefangen.

Eine Tür tat sich auf. Lichtschein ergoss sich über die Treppe. Zamorra erkannte, dass es Kerzenlicht war.

Eine Gestalt hob sich scharf gegen den gleißenden Durchlass ab.

Die Gestalt war schlank, hager. Das Gesicht war schmal, und die Nase gab ihm das Aussehen eines Geiers, der sich von Aas ernährt und für den der Tod Leben bedeutet.

Und Zamorra begriff. Er kannte das Gesicht, hatte es schon viele Male gesehen. Zwar war es immer anders, doch die Person, die sich dahinter verbarg, war immer die Gleiche.

Es war das Böse, Satan, ein Dämon, der den Menschen das Glück nehmen wollte und ihnen ewigen Kampf geschworen hatte.

Zamorra wollte aufschreien. Er konnte es nicht. Seine Lungen hatten nicht mehr die Kraft dazu.

Die Gestalt tat einen Schritt auf die Treppe zu. Sie stimmte ein höhnisches Gelächter an.

Und das war das Letzte, was Zamorra noch bewusst wahrnehmen konnte. Denn es wurde schwarz vor seinen Augen. Die Schlange riss den Rachen auf, zuckte auf ihn zu und der Rachen schloss sich.

Sein Geist löste sich von der Wirklichkeit um ihn, und er stürzte zu Boden.

Er rutschte die Treppenstufen hinunter und blieb reglos neben dem Beil des Hexenhenkers von Coryhead liegen.

***

Richard war in einer flachen Mulde in Deckung gegangen. Sein teuflischer Geist arbeitete fieberhaft.

Blut rann ihm in die Augen. Diese Frau hatte verflucht gut getroffen.

Er tastete seine Stirn ab. Die Platzwunde befand sich genau über der Nasenwurzel. Er war im ersten Augenblick verblüfft gewesen, dass die Frau noch zur Gegenwehr bereit war. Überraschen konnte er sie also nicht, wie er es zuerst vorgehabt hatte.

Jetzt musste er einen anderen Weg finden.

Vorsichtig hob er seinen Kopf. Ein Schreck durchzuckte ihn. Wo war dieses verdammte Weib abgeblieben?

Angestrengt starrte er hinüber zu dem Stein, auf dem sie gesessen hatte. Dann konnte er die Fußspuren im Sand erkennen. Sie führten genau zu den beiden Felsblöcken.

Sollte sie sich etwa dort versteckt haben? In dem Spalt zwischen den Steinkolossen?

Möglich wäre es immerhin. Er musste sich sofort Gewissheit verschaffen. Wenn ja, dann wurde es schwierig für ihn. Denn offensichtlich verlieh dieses Amulett auch ihr Kräfte, die sie mit der Situation fertig werden lassen konnten. Ihre beherzte Gegenwehr war ein Beweis dafür.

Er verließ die Mulde und huschte lautlos über den Strand.

Er hatte richtig gesehen. Die Fußspuren verschwanden in dem Spalt. Also hatte sie es doch geschafft.

Der Unheimliche fluchte leise vor sich hin. Dort war die Frau so gut wie unbesiegbar. Denn sie brauchte ihm nur das Amulett entgegenzuhalten, dann konnte er gar nichts machen.

Die einzige Möglichkeit war, dass er sie überraschte und von einer Seite seinen Angriff startete, von der sie ihn auf keinen Fall erwartete. Doch wie sollte er das bewerkstelligen?

Sie geistig beeinflussen konnte er nicht. Denn dieses verfluchte Amulett machte das unmöglich.

Vielleicht ein Schreck, der sie ohnmächtig werden ließ?

Er ließ seinen Blick suchend schweifen.

Und dann wusste er, was zu tun war.

Die beiden Felsblöcke waren zur Hälfte in einer Düne vergraben.

Von hinten musste es ihm gelingen, sie zu erklettern. Dann brauchte er sich nur oben an den Spalt heranzuschleichen und hinunterzuspringen.

Es würde für sie so unerwartet kommen, dass das Überraschungsmoment auf seiner Seite war. Und wenn er es richtig anstellte, dann würde er ihr das Amulett wohl entreißen können, ehe sie sich von ihrem Schreck richtig erholte. Ja, das war genau der Weg.

Er eilte zurück und umrundete den rechten Felsblock. Er lief bis zum Fuß der Düne und machte sich an den Aufstieg. Es war mühsam, denn

immer wieder rutschte er zurück, und er kam nur zentimeterweise voran.

Er war wütend, dass seine Mittel so beschränkt waren. Doch seine Ahnen hatten ihn nicht mit allen dämonischen Fähigkeiten ausgestattet. Ihnen konnte er verdanken, dass er auf seine Umwelt einen bösen Einfluss hatte. Zwar konnte er in der Finsternis sehen, wo andere Menschen so gut wie blind waren. Aber das war auch schon alles. Ja, und er konnte die Gedanken seiner Mitmenschen erahnen. Er wusste, wer ihm feindlich gesonnen war, konnte sagen, wer ihn mochte. Doch das waren nur wenige. Bald würden es mehr werden, ein ganzes Heer von Statansverehrern.

Meter um Meter wühlte er sich durch den Sand nach oben auf die Felsklötze.

Nicole Duval drückte sich so weit es ging in den Spalt. Ihr Herz raste. Die Stille um sie war unheimlich. Sie war sich gar nicht mehr so sicher, ob sie überhaupt etwas gesehen hatte. Wahrscheinlich hatten ihre überreizten Nerven ihr einen Streich gespielt. Aber zur Sicherheit wollte sie noch einige Zeit hier in diesem Felsspalt ausharren.

Ihre Finger umspannten immer noch das Amulett auf ihrer Brust.

Irgendwie hatte sie ein grenzenloses Vertrauen in diesen silbernen Talisman. Er hatte ihrem Chef schon in so vielen Situationen geholfen, warum also nicht auch ihr?

Vorsichtig, um sich ja nicht durch das Klirren der Kette zu verraten, nahm sie es vom Hals und schlang sich die Kette um die Hand.

Da ließ sie ein Geräusch zusammenzucken.

War das da eben nicht ein Scharren gewesen?

Und da traf sie von oben ein eisiger Hauch. Sie zog die Wolljacke fest um ihre Schultern.

Doch es half nichts. Klappernd schlugen ihre Zähne aufeinander.

Woher kam diese Kälte plötzlich? Sie hatte doch unten am Strand nicht so gefroren. Sie konnte sich das nicht erklären.

Und dann vernahm sie es ganz deutlich. Ein Stöhnen, Keuchen, das den ganzen Raum zwischen den Felsen auszufüllen schien. Es kam von überall, war an jedem Punkt gegenwärtig und kam ihr so laut vor, dass sie meinte, ihr Schädel müsse zerspringen.

Ihr Kopf zuckte hoch – und sie schrie auf.

Deutlich konnte sie wieder diese beiden grässlichen Lichtpunkte erkennen, die sie schon vorhin am Strand angestarrt hatten.

Unwillkürlich drängte sie sich noch weiter in die Felsnische. Wie gelähmt musste sie zusehen, wie sich eine männliche Gestalt über den Spalt schob.

Da wurde ihr klar, dass dieser Unheimliche dort oben nur nach einer Möglichkeit Ausschau hielt, herunterzukommen.

Entschlossen wollte sie sich aus der Nische lösen und hinausrennen.

Doch sie kam nicht vom Fleck. In ihrer Panik glaubte sie, der andere hätte ihre Gedanken lahm gelegt. Aber sie konnte doch klar denken. Da begriff sie mit schrecklicher Klarheit, dass sie im wahrsten Sinne des Wortes festsaß.

Sie hatte sich so weit in die Felsnische hineingedrängt, dass sie eingeklemmt war und sich endgültig nicht mehr rühren konnte.

Dann war es doch eine Falle gewesen, die dieser Mädchendämon ihr und ihrem Chef gestellt hatte!

Sie hatte ihr rechtes Bein mit dem eigenen Körper eingeklemmt, und sie spürte schon, wie die Blutzirkulation unterbrochen wurde und es kälter und kälter wurde.

Ein Eishauch traf ihr schweißnasses Gesicht. Sie schauderte. Eine Gänsehaut kroch ihr über den Rücken.

Mit brutaler Gewissheit wusste sie, dass sie unabänderlich gefangen war.

Und draußen wartete das Grauen…

***

Wie durch einen Nebel, der sich langsam verzieht, tastete sich Zamorras Bewusstsein wieder zurück in die Wirklichkeit.

Was war überhaupt geschehen?

Er hatte auf einer Treppe gestanden. Auf welcher Treppe? Und dann war da das Bild einer Schlange, die ihn zu verschlingen drohte. Eine Schlange?

Etwas war in seinen Geist eingedrungen, hatte ihn völlig gelähmt.

Wie kam er überhaupt hierher?

Eine Stimme drang in sein Bewusstsein. »Du möchtest wohl gerne wissen, wer dich zur Strecke gebracht hat, was? Mach deine Augen ruhig auf und schau dich um – lange wirst du sowieso nicht mehr leben. Ich weiß genau, wer du bist, Zamorra! Professor, dass ich nicht lache. Du hast gehandelt wie ein neugieriges Kind, das sein Spielzeug auseinandernimmt und es nachher nicht zusammensetzen kann. Du hast lange genug gewirkt und gegen die Dämonen gekämpft. Jetzt hat deine Stunde geschlagen. Nun mach schon die Augen auf. Ich weiß, dass du wach bist.«

Zamorra blinzelte. Das Kerzenlicht tat seinen Augen weh. Es dauerte einen Moment, bis er sich an die Helligkeit gewöhnt hatte. Unter unsagbaren Mühen wandte er seinen Kopf und schaute sich um.

Zamorra blickte genau auf eine hagere Gestalt. Er erinnerte sich, sie schon einmal gesehen zu haben. Sie war hoch gewachsen, und das Gesicht übte eine sonderbare Wirkung auf ihn aus. Abscheu und Ekel stiegen in ihm auf.

Jetzt machte der Mann einen geräuschlosen Schritt nach vorn.

»Ich habe dich bereits erwartet, Zamorra, du Karikatur eines

Geisterjägers, wie man dich in deiner Zeit nennt. Hier hat es sich ausgejagt, Menschlein. Denn hier in mir hast du deinen Meister gefunden. Du kennst mich genau, denn du hast meine Diener schon oft genug angegriffen und auch besiegt. Das muss ich zugeben. Doch hier ist dein Weg zu Ende. Und in dieser Zeit wird sich niemand mehr an dich entsinnen können, denn mit dir wird auch jede Erinnerung an dich ausgelöscht sein.«

Der Mann lachte meckernd.

Zamorras Gedanken überstürzten sich. Was sollte er tun? Hilflos lag er am Boden und musste alles über sich ergehen lassen, was sich dieser Satan ausdachte.

Er versuchte, Worte zu formen, sich zu Gehör zu bringen. Es gelang ihm nicht.

»Du wunderst dich vielleicht, dass du dich nicht rühren kannst. Das ist mein Werk. Ich habe die Fähigkeit, jeden Menschen nach meinem Willen zu beeinflussen. Und niemand kann etwas dagegen unternehmen, denn es sind ja nur sterbliche Menschen. Aber zu dir will ich gnädig sein, du kannst mir sowieso nichts mehr anhaben. Ophelia hat ihre Arbeit erfolgreich beendet. Sie ist mein Werkzeug, das dich dazu bewegen sollte, in dieses Dorf zu kommen. Ich gebe zu, dieser Gedanke ist mir erst sehr spät gekommen. Doch er war gut, wie du selbst sehen kannst.«

Zamorra merkte, wie der Druck in seinem Schädel nachließ. Jetzt konnte er wieder klarer denken, konnte er versuchen, mit dieser für ihn gefährlichen Situation fertig zu werden. Auch seine Zunge löste sich jetzt.

»Wer bist du? Ich kenne dich nicht. Wie kommt es, dass du auf mich gewartet hast? Wie konntest du wissen, dass ich herkommen würde?«

Der Unbekannte lachte wieder laut auf.

»Ich kann verstehen, dass du das alles nicht begreifst, denn du bist ja nur ein Mensch. So höre denn, ich bin der Sohn von Elias Ashmole, dem bekanntesten Alchemisten und Zauberer dieser Zeit. Er hat sich mit dem Teufel verbündet, um zu mehr Weisheit und Wissen zu gelangen. In eurer Zeit hat ein deutscher Dichter über einen ähnlichen Fall sogar ein berühmtes Werk geschrieben. Oder solltest du noch nie etwas von Doktor Faust gehört haben? Elias Ashmole hat mich mit einer Hexe gezeugt, und so kommt es, dass ich unsterblich bin. Und ich kehre immer wieder aufs Neue zurück, werde immer wieder zu einem Kind und wachse unter den Menschen auf, damit es nicht auffällt dass ich aus einer anderen Dimension stamme. Hier im Dorf weiß jeder, dass ich Elias, der Zauberer bin. Aber niemand würde es verraten, denn so sehr sie mich auch achten, so haben sie doch Angst vor mir. Ich sorge dafür, dass ihr Hass immer wieder ein neues Opfer findet. Ich lasse hier die unschuldigen Frauen vernichten, denn es

bereitet mir Freude, und auf diese Weise bekomme ich alle hier in meine Hand. Du wirst mein nächstes Opfer sein. Keine Angst, ich werde dich nicht hier töten. Meine Sklaven werden es tun. Die Leute, die hier leben, die sich selbst dafür hassen, dass sie von Zeit zu Zeit Dinge tun, die sie bewusst nie tun würden. Sie haben vor dem Henker von Coryhead heillose Angst gehabt. Pech, dass sie erfahren haben, wer er ist. Ich konnte nicht verhindern, dass sie ihn aufhängten. Sie dürsten nach Blut. Und ich werde ihnen mit dir ein neues Opfer ihrer Wut geben, von der sie nichts wissen und die ich in ihnen entfachen werde, wenn es so weit ist.«

Zamorra wollte aufspringen, wollte seinem Gegenüber an die Gurgel fahren. Aber sein Körper gehorchte seinen Befehlen nicht. Immer wieder wollte er sich zwingen, eine Bewegung zu vollführen. Vergebens.

Elias, der Zauberer von Coryhead, lachte hämisch. »Bemühe dich nicht. Es hat keinen Zweck. Dein Leben ist verwirkt. Ich kann in die Zukunft schauen, und so konnte ich erfahren, dass du dich als Geisterjäger hervortun würdest. Mein ganzes Streben war nur darauf ausgerichtet, deiner habhaft zu werden. Du stehst nämlich dem Satan im Wege. Und wenn ich dich erlege wie ein edles Jagdwild, wird mir reichliche Belohnung gewiss sein. Bemühe dich also nicht. Du bist schon so gut wie tot. Und die Leute werden ihr Schauspiel haben. Warte nur ab.«

Der Zauberer wandte sich ab und ging zur Tür. Er öffnete sie. Bevor er aus dem Raum trat, drehte er sich noch einmal um. »Ich werde den Leuten erzählen, du hättest dich als neuer Henker beworben. Das wird ihre Wut anstacheln. Und ich werde das Vergnügen haben, deiner Hinrichtung beizuwohnen. Genieße deine letzten Augenblicke und vertue sie nicht mit unnützen Fluchtgedanken. Von hier gibt es kein Entkommen. Und selbst wenn es dir gelingen sollte, den Weg in deine Zeit wirst du nie mehr gehen können. Denn niemand wird ihn dir zeigen. Deine Rufe werden ungehört verhallen, wenn ich es will.«

Damit trat er aus dem Raum und warf die Tür hinter sich ins Schloss. Zamorra hörte, wie ein massiver Riegel vorgeschoben wurde, und fragte sich, warum das geschah.

Nicht lange, nachdem der Zauberer gegangen war, fühlte Zamorra, wie sein Lebenswille wiederkehrte.

Zamorra vermutete, dass die Kräfte abnahmen, wenn sich der Zauberer von seinen Opfern entfernte.

Ophelia hatte berichtet, dass bei allen Hexenverbrennungen dieser Unheimliche entweder dabei gewesen war, oder die Verbrennungen in der Nähe seines Hauses stattgefunden hatten. Wahrscheinlich hatte er die Dorfbewohner nur so in seiner Gewalt halten können.

Zamorra erhob sich. Er konnte es kaum fassen. Unbändige Freude

erfüllte ihn.
Unbewusst tastete er nach seinem Gürtel.
Ein freudiger Schreck durchzuckte ihn.
Sein Dolch!
Er war noch da. Vielleicht wäre er seine letzte Rettung. Er hoffte es von ganzem Herzen. Nur die Ungewissheit, was mit ihm geschehen sollte, bereitete ihm noch Sorgen und Kopfzerbrechen.
Er ging zur Tür und untersuchte sie. Es war massive Eiche, mindestens drei Zentimeter dick.
Fenster gab es in diesem Zimmer keine. Nur ein kleiner Tisch stand an der Wand, und darauf zwei schwarze Kerzen. Ansonsten war der Raum leer.
Freikämpfen konnte er seinen Weg also nicht.
Blieb ihm nur eins, zu warten, bis sich dieser Magier eine Blöße gab, und diese Blöße dann zu nutzen.
Zamorra ließ sich schließlich nieder, hockte sich an die Wand und entspannte sich. Er musste dafür sorgen, dass er seine volle Kraft wieder erlangt hatte, wenn dieser Unheimliche seinen teuflischen Plan wahrmachen wollte.

***

Nicole Duvals Herz krampfte sich zusammen. Ihr rechtes Bein war schon wie abgestorben. Sie riss und zerrte, verzweifelt bemüht, sich zu befreien. Doch alle Anstrengungen waren umsonst.
Eine Bewegung vor ihr ließ sie erstarren.
Der dunkle Schatten tauchte wieder auf. Die männliche Gestalt stand über den Spalt gebeugt und schaute hinunter.
Nicole schrie auf.
Ein heiseres Lachen war die Antwort.
Dann war die Gestalt wieder verschwunden. Kurz darauf vernahm das Mädchen einen dumpfen Laut, so als wäre jemand in den Sand gesprungen.
Und nun sah sie diese Augen wieder, diese glühenden Punkte in der Dunkelheit. Die Gestalt schob sich vom Strand her in ihr Blickfeld. Sie füllte das Ende der Felsnische aus und schickte sich an hineinzugehen.
Wieder schrie Nicole auf. War denn keiner da, der ihr helfen konnte? Doch um diese Zeit blieb der Strand leer. Es wusste ja auch niemand, dass sich dort schreckliche Dinge abspielten. Und selbst wenn jemand davon eine Ahnung gehabt hätte, dann hätte er sicher etwas Besseres zu tun gehabt, als sich dort zu zeigen.
Dies wurde Nicole mit lähmender Gewissheit klar.
Der andere musste bemerkt haben, dass sie sich nicht bewegen konnte. Er ließ sich Zeit. Langsam, fast gemütlich, näherte er sich ihr.
Dabei spürte sie, wie eine eisige Kälte von ihm ausging.

Unaufhaltsam wuchs der Schatten vor ihr. Sie wusste immer noch nicht, wer ihr da auflauerte, wer sie verfolgt hatte. Nur eines wusste sie genau, es konnte kein Mensch sein, der da vor ihr war.

Ein leises Knurren ließ sie erneut aufschrecken. Der Unbekannte hatte es ausgestoßen.

Wieder versuchte sie, sich zu befreien. Sie spürte, wie der Fels sie umklammert hielt. So als hätte er den Befehl dazu. Es schien, als wären die steinernen Kolosse mit diesem Unheimlichen vor ihr im Bunde.

»Gib dir keine Mühe. Du kannst mir nicht mehr entrinnen. Du bist gefangen. Einen Ausweg gibt es nicht.«

Die Stimme klang wie das Fauchen eines Raubtieres.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie?«

Nicole schrie es mit der ganzen Kraft ihrer Lungen heraus. Im gleichen Augenblick wusste sie, dass sie auf diese Fragen keine Antwort erhalten würde. Doch sie hoffte es trotzdem.

»Richard nennt man mich. Wir haben uns schon einmal gesehen. Kannst du dich erinnern? Im Gasthof? Ich habe nur darauf gewartet, dass ihr kamt. Meine Ahnen haben es mir über die Zeiten hinweg gemeldet. Erst konnte ich mir nicht vorstellen, dass mir jemand gefährlich werden könnte. Anscheinend habe ich aber deinen Begleiter unterschätzt. Schließlich ist es ihm ja gelungen, die Braut des Henkers aus dem Jenseits herbeizurufen, etwas, was eigentlich nur ich bewerkstelligen konnte. Nun gut, so ist es geschehen. Doch das war das Letzte, was dein Begleiter vollbracht hat. Und auch du wirst nicht mehr lange atmen. Denn wenn ich erhalten habe, was ich will, dann wirst du sterben – genauso wie dein Begleiter. Es gibt keine Gnade.«

Nicole zitterte am ganzen Leib. Die Szene war so unwirklich, so wahnwitzig, dass sie zu träumen glaubte. Aber die Kälte bewies es, dass sie alles in Wirklichkeit erlebte. Dass es diesen Schatten vor ihr wirklich gab.

»Was wollen Sie denn von mir? Was haben wir Ihnen getan?«

»Ihr entehrt das Erbe meiner Ahnen. Ihr mischt euch in Angelegenheiten, die euch nichts angehen. Jetzt müsst ihr beide dafür büßen. Ich will nur eines – das Amulett, das du da in deiner Hand hältst. Gib es her! Sofort!«

Nicole schloss ihre Hand noch fester um den Talisman ihres Chefs.

Schmerzhaft schnitten ihr die Kanten in die Handfläche.

»Nein! Nie! Nie werde ich es dir geben! Und wehe, Sie kommen näher! Ich weiß über seine Wirkung Bescheid. Noch einen Schritt weiter…«

Ein bösartiges Lachen schnitt ihr das Wort ab. »Was willst du denn schon? Du kannst dich sowieso nicht bewegen. Red keinen Unsinn, und ergib dich lieber in dein Schicksal, dem du doch nicht entrinnen

kannst. Gib das Amulett her, und ich werde dich auf eine gnädige Art sterben lassen. Sonst komme ich es mir holen.«

»Nein, bleiben Sie weg. Ich gebrauche es als Waffe!«

Wieder ertönte das heisere Lachen. »Ja, meinen Ahnen wäre es vielleicht gefährlich geworden. Doch ich bin schon zu sehr Mensch geworden, als dass es mir Angst einjagen könnte.«

Die Gestalt machte einen jähen Schritt auf Nicole zu. Sie zuckte zurück. Dabei stieß ihr Kopf gegen den Fels. Für einen Moment wurde ihr schwarz vor Augen.

Als sie wieder klar war, war der Mann nur noch eine Armlänge von ihr entfernt.

Krampfhaft streckte sie ihren Arm mit dem Amulett vor.

Zu ihrem namenlosen Entsetzen wich der Unheimliche nicht einmal zurück. Er lachte nur laut auf.

»Du Kind, was soll denn der Unsinn. Komm schon, gib her. Denn wenn ich es habe, dann besitze ich unumschränkte Macht.«

Nicole fing an zu schluchzen. Ihr ganzer Körper bebte. Und als hätte dieses Schluchzen und die Bewegung ihres Körpers die Umklammerung gelockert – sie merkte auf einmal, wie ihr rechter Fuß freikam.

Mit einem wilden Aufschrei wollte sie einen Schritt vorwärts tun, wollte diesem verhassten Kerl das Amulett ins Gesicht stoßen, doch sie kam nicht weit. Zu lange war ihr Bein eingeklemmt gewesen. Mit einem Wehlaut brach sie in die Knie.

Sie kippte zur Seite und prallte mit der gleichen Stelle wie vorher mit dem Kopf gegen die Felswand.

Nur eine unmenschliche Willensanstrengung bewahrte sie vor einer Ohnmacht. Doch sie musste wehrlos miterleben, wie sich der Mann über sie beugte.

Sie starrte in eine Fratze, die von Hass und Bosheit verzerrt war.

»Na, was habe ich dir gesagt? Es hat doch keinen Zweck, sich gegen mich aufzulehnen. Mach deinen Frieden. Dein letztes Stündlein hat geschlagen.«

Nicole spürte noch, wie eine Hand nach ihrem Hals tastete und eine andere nach ihrem Arm griff, den sie mit dem Amulett dem Mann entgegenstreckte.

Dann wurde ihr schwarz vor Augen…

***

Zamorra schreckte aus seinen Grübeleien hoch. Vor der Tür erklangen Schritte.

Augenblicklich spürte er auch wieder diesen Druck in seinem Schädel, der ihn fast vollständig lähmte. Er wusste, dass sich der Magier im Anmarsch befand und seine Fähigkeiten wieder voll

einsetzte.
Vergebens versuchte der Professor sich gegen den Einfluss zu wehren. Er war zu stark und zu zwingend.
Hilflos musste er miterleben, wie seine Glieder wieder schwer und gefühllos wurden und ihm nicht mehr zu gehorchen schienen. Stöhnend sackte er zur Seite und stürzte auf den Boden. In dieser verkrümmten Haltung, wie er an der Wand gehockt hatte, blieb er liegen.
Vor der Tür stoppten die Schritte. Zamorra konnte hören, wie der Riegel zurückgeschoben wurde. Dann senkte sich die Klinke und die Tür schwang auf.
Es war der Magier Elias.
Höhnisch grinsend schaute er auf sein Opfer hinunter. In seiner Hand trug er das Henkerbeil, das Zamorra kurz nach seinem Eintritt in das Haus am Fuß der Treppe fallen gelassen hatte.
»Na, wie ich sehe, hast du dich ein wenig rühren können. Glaube ja nicht, dass ich das nicht gewusst oder gewollt hätte. Wenn es mir beliebt, kann ich dich so lange an einen Platz bannen, bis du vertrocknet bist. Ich habe dich schon mit voller Absicht frei gelassen. Du sollst schließlich den Leuten von Coryhead ein grandioses Schauspiel bieten. Und dazu musst zu weitgehend im Vollbesitz deiner körperlichen Kräfte sein. Sonst wird es nichts.«
Professor Zamorra wollte etwas erwidern, doch sein Denken blieb gelähmt. So gelang es ihm nur, den Mund zu öffnen und zischend auszuatmen.
»Oh, entschuldige, ich hatte ganz vergessen, dass du ja nicht reden kannst«, höhnte der Zauberer. »Dem will ich sofort abhelfen. Man soll seinen Gegner vor seiner endgültigen Niederlage nicht verspotten. So will ich dir Gelegenheit geben, dich zu äußern.«
Er vollführte mit den Händen einige kreisende Bewegungen über Zamorras Kopf. Dabei rutschte auch der Umhang des Unheimlichen zur Seite, und der Professor konnte deutlich die Symbole des Satansjüngers auf seiner Brust sehen – ein Pentagramm und einen stilisierten Ziegenbockschädel.
Gleichzeitig merkte er, wie der Druck auf sein Denken nachließ.
Sein Atmen wurde leichter, und er wusste nun, dass er auch würde sprechen können, wenn er wollte.
»Was willst du von mir? Welches Schauspiel willst du den Leuten hier noch bieten? Wenn du mich schon töten willst, dann tu es gleich. Spiel nicht mit mir, denn das wäre eines mächtigen Magiers unwürdig.«
Bei diesen Worten dachte Zamorra an den silbernen Dolch und hoffte, dass er auf den Magier einen Eindruck gemacht hatte, der ihn vielleicht unvorsichtig werden ließ. Wenn er Zamorra jetzt schon

erledigen wollte, würde er sein blaues Wunder erleben.

Doch der Zauberer lachte amüsiert. »Meinst du, du kannst mich in Sicherheit wiegen? Ich habe mir vorgenommen, dich sterben zu lassen, und ich weiß auch wie. Du erhältst eine faire Chance.« Wieder lachte der Unheimliche meckernd auf. »Und wenn du die Chance zu nutzen weißt, dann bleibst du vielleicht am Leben. Es liegt ganz bei dir.«

Das Gesicht des Mannes wurde auf einmal ernst. »So höre denn, was ich beschlossen habe. Wir werden hinuntergehen zum Strand. Dorthin, wo du in diesem Jahrhundert gelandet bist. Vorher werde ich dich noch den Leuten von Coryhead als den Mann vorstellen, der sich bei mir als neuer Hexenhenker beworben hat. Was meinst du, wie das ihre Wut anstacheln wird? Begeisterung werden sie auf jeden Fall nicht zeigen, und du kannst froh sein, wenn du noch länger als eine Stunde lebst. Doch ich bin bei dir, und ich werde dich schützen. Keiner soll dir ein Haar krümmen. Niemand soll dir etwas antun. Ich will nur in den Genuss meiner Rache kommen. Rache für all die Brüder und Schwestern des Bösen, die du bereits vernichtet hast. Sei froh, dass ich zu dir so gnädig bin. Eigentlich sollte ich dir sofort das Leben nehmen. Aber da ist noch eine Überraschung, die dich unten am Strand erwartet. Du wirst verblüfft sein und dich vielleicht sogar freuen. Aber warte ab.«

Damit wandte sich der Magier ab. Zamorra wollte etwas fragen, wollte wissen, was geschehen sollte, allein, er vergaß seine Fragen, und sein Kopf war plötzlich wieder leer und ohne einen Geistesblitz.

Hilflos wie schon vorher musste er mit ansehen, wie der Zauberer seine Vorbereitungen traf.

Er nahm die Kerzen von dem kleinen Tischchen und bildete mit ihnen ein umgedrehtes Kreuz. Dann zündete er die Kerze, die den Querbalken bildete, am anderen Ende an.

Er drehte sich wieder um und gab Zamorra mit den Augen einen Befehl, den er sonderbarerweise sofort verstand. Träge erhob er sich vom Boden, nahm das Henkerbeil auf, welches der Magier vorher an die Wand gelehnt hatte, und folgte ihm aus dem Raum.

Vergessen war sein Dolch, vergessen auch der Plan, dem Zauberer bei der nächsten passenden Gelegenheit diesen Dolch ins Herz zu stoßen.

Wie ein Messdiener dem Priester, so ging Zamorra hinter dem Zauberer her.

Er begriff gar nicht, was er tat. Er konnte nicht anders. Im letzten Winkel seines Geistes, der noch einigermaßen unbeeinflusst war von der Macht des Magiers, hatte Zamorra eine Ahnung, dass dies sein letzter Gang werden sollte. Jeglicher Lebenswille war in ihm erstorben und ließ ihn völlig apathisch sein.

Sie stiegen die Treppe hinunter in die Vorhalle.

Es war Nacht geworden. Vor der Haustür glaubte Zamorra gedämpftes Stimmengemurmel zu hören.

»Hörst du sie? Sie sind alle meinem Ruf gefolgt. Dort draußen stehen sie und warten darauf, was ich ihnen zu verkünden habe. Morgen können sie sich an nichts mehr erinnern. Sie waren es auch, die Douglas Thromby aufgehängt haben. Du weißt doch, den Hexenhenker, die Kreatur meines Willens.«

Zamorra nickte unwillkürlich. Der Name klang in ihm nach. Irgendwo hatte er ihn schon einmal gehört. Und zwar zusammen mit dem Namen einer Frau. Doch diesen hatte er völlig vergessen. So wie er auch alles andere vergessen hatte – seine Mission, den Sinn dieser Zeitreise und den Grund für sein Hiersein.

Elias, der Zauberer, öffnete die Tür. Jetzt wurde das Stimmengemurmel lauter.

Der flackernde Schein von Fackeln fiel in die Vorhalle. Als der Magier hinaustrat, verstummten die Stimmen. Die gesamte Einwohnerschaft von Coryhead musste sich hier eingefunden haben.

Zamorra sah die bleichen Gesichter, die gespannt auf den Zauberer gerichtet waren.

Der trat aus dem Haus, und die Leute wichen einen Schritt zurück.

Er hob das umgedrehte Kreuz hoch über seinen Kopf.

»Seht her!«, rief er über den Platz. »Seht her! Das ist das Zeichen des Satans. Ich habe euch eine interessante Neuigkeit zu verkünden. Heute kam dieser Mann hierher und brachte mir das Henkerbeil unseres alten Hexenhenkers, den ihr über alles gehasst habt. Er bot sich an, die Arbeit von Douglas Thromby zu übernehmen. Er will der neue Henker sein.«

Ein erregtes Stimmengemurmel war die Antwort. Mit einer Handbewegung verschaffte sich der Magier erneut Gehör.

»Wir alle wissen, wie grausam der alte Henker gewütet hat. Leute, ich frage euch, können wir es zulassen, dass wieder jemand kommt und die schrecklichen Taten des alten Henkers fortsetzt?«

Wieder erklangen aufgeregte Stimmen.

»Nein! Wir haben lange genug gelitten. Wie viele unserer Frauen mussten auf dem Scheiterhaufen ihr Leben lassen. Tötet den Fremden! Hängt ihn auf, ebenso wie wir es mit dem alten Henker gemacht haben. Gebt keine Gnade!«

Es war der Vater von Ophelia Killaern, der diese Worte gerufen hatte. Er hatte den Verlust seiner Tochter noch nicht überwunden.

Seit zwei Tagen schon war Ophelia, sein einziges Kind, verschwunden. Er begriff nicht, dass er nicht mehr Herr seiner selbst war, dass er eine Marionette des Bösen war, das hier in diesem Dorf seine schreckliche Herrschaft aufgebaut hatte.

Er konnte auch nicht ahnen, dass Elias, der Zauberer, alle Menschen

in seiner Macht hatte und mit ihnen alles tun konnte, was ihm einfiel. Er hatte sie zu seinen Werkzeugen gemacht.

Elias lachte leise.

»Na, Zamorra, hörst du diese Idioten? Von ihnen kannst du keine Unterstützung erwarten. Sie sind genauso Opfer der dämonischen Mächte, wie du es bist. Sie wollen dein Blut sehen, denn du erinnerst sie an ihre eigenen Untaten, die sie nur aus ihren Albträumen kennen und für die sie eigentlich gar nicht verantwortlich sind. Mein Vater hat es immer schon gesagt. ›Geh aufs Land, mein Sohn, und verbreite dort die Lehre des Bösen. Wenn du es richtig anstellst, dann wird man dir zuhören und dir auch Glauben schenken‹. Du siehst es ja selbst, Zamorra. Mein Vater hatte Recht.«

Er drehte sich wieder um und ließ seinen glühenden Blick über die Schar schweifen. »Ihr habt Recht, Leute. Wir dürfen kein Mitleid mit dem Fremden haben. Er soll ebenso sterben, wie eure Frauen und Töchter gestorben sind und wie er sie selbst auch sterben lassen wollte. Lasst uns hinuntergehen zum Strand und das Werk vollenden. Der Sand soll mit seinem Blut getränkt werden, und wir werden wieder unsere Ruhe haben, Leute. Folgt mir jetzt!« Damit setzte er sich in Bewegung.

Zamorra ging ihm nach. Der Magier hatte ihn völlig in seiner Gewalt. Er verdrängte jeden normalen Gedanken aus seinem Gehirn und ließ ihn zu einer Puppe werden, die dem gehorchen muss, der sie in Gang setzt und mit ihr spielt.

Die Menschen bildeten eine Gasse. Am Tag war in ihren Gesichtern noch Neugierde gewesen, jetzt lag der blanke Hass darin.

Als Zamorra durch die Gasse aus Menschenleibern hindurchging, hörte er wüste Flüche und Verwünschungen. Fäuste reckten sich und drohten ihm. Man spuckte ihn an.

Er ertrug es, weil er musste und sich nicht zur Wehr setzen konnte. Wie ein Automat setzte er Schritt vor Schritt und ging hinter dem Magier her, der die Schar anführte. Fackeln wurden geschwungen und beleuchteten die Häuser am Wegrand.

Sie standen leer, denn alle hatten sich vor dem Haus des Magiers eingefunden, waren seinem Ruf gefolgt, von dem sie nicht ahnten, dass er sie zu Kreaturen des Satans werden ließ.

Die ersten Dorfbewohner fanden den Mut, den Fremden anzufassen. Hände griffen nach Zamorra, rissen ihm den Pullover herunter.

Fingernägel fetzten ihm ins Fleisch. Blutige Striemen bedeckten bald seinen Oberkörper.

Zamorra spürte die Schmerzen, konnte sich jedoch nicht wehren.

Langsam und unter wüstem Wutgeheul bewegte sich die makabre Prozession auf den Strand zu.

Mittlerweile war auch der Mond aufgegangen und beleuchtete diese

unwirkliche Szene des Grauens und der Gewalt. Stürmischer Wind fegte durch die Gassen zwischen den Häusern.

Frauenstimmen kreischten Nerven zerfetzend. Die Männer grölten. Immer noch benahm Professor Zamorra sich wie ein lebender Toter, den der Zufall aus seinem Grab geholt hatte.

Die letzten Häuser des Dorfes blieben zurück, und die Menge ergoss sich über den Sandstrand.

Der Magier steuerte auf die beiden Felsblöcke zu, vor denen Zamorra am späten Nachmittag gelandet war. Der Anblick der Felsen brachte seine Gedanken wieder in Bewegung. Erinnerungen regten sich in seinem Gehirn. Irgendwoher kannte er diese urweltlichen Felsblöcke. Sie erschienen ihm als ungeheuer wichtig und bedeutend für seine Existenz.

Deutlich erkannte er den schmalen Spalt zwischen ihnen. Der Spalt war finster. Ein Erinnerungsfetzen gaukelte ihm eine Lichterscheinung vor, die er schon einmal dort erlebt haben musste.

Vor den Felsen blieb der Magier stehen. Er ließ die Leute herankommen und bedeutete ihnen, sie sollten sich im Halbkreis aufstellen. Sie folgten der Aufforderung sofort.

Zamorra trat in die Mitte des Kreises neben den unheimlichen Zauberer. Mit gesenktem Kopf und in sein Schicksal ergeben stand er da und harrte der Dinge.

Auf eine Handbewegung des Magiers hin verstummten die wütenden Schreie der Masse. Aufmerksam folgten sie dem Geschehen, und die Vorfreude auf das Kommende stand in ihren Gesichtern geschrieben.

»Leute, wir sind hierher gekommen, um ein Urteil zu fällen. Dieser Mann hier wollte das Henkerbeil nehmen und ein Amt ausüben, das ihm nicht ansteht. Er wollte euch weiterhin in Angst und Schrecken stürzen, wollte den Kindern die Mütter nehmen, den Männern die Frauen. Er hat sich eingeschlichen. Er gehört nicht zu unserer Gemeinschaft. Was soll mit ihm geschehen?«

Ein höhnischer Unterton lag in seiner Stimme, doch niemand schien es zu bemerken. Er hatte sie fest in der Hand. Niemand wagte es, sich ihm entgegenzustellen. Alle hingen an seinen Lippen und lauschten gierig auf das, was er ihnen sagte.

»Tötet ihn! Tötet ihn!«, gellten die Schreie auf.

Er grinste bösartig. Ja, so war es richtig. Sollten diese Schwächlinge ruhig Schuld auf sich laden. So hatte er sie später nur um so fester in seiner Hand. Und dann konnte er mit einem Heer aus Satansdienern seine grausigen Werke fortsetzen.

»Nun gut«, rief er mit dröhnender Stimme. »Ihr habt also euer Urteil gesprochen. Er soll sterben durch die Waffe, mit der er euch das Verderben bringen wollte. Hier an dieser Stelle, wo eine aus eurer Mitte, Ophelia, die Tochter des alten Killaern, sich das Leben

genommen hat, soll sein Blut im Sand versickern. So ist auch ihr Tod gerächt und der Tod der anderen unschuldig Hingerichteten. Es sei. Ich werde das Urteil ausführen.«

Damit wandte er sich an Zamorra. »Du siehst, wie es ist. Keiner will dir helfen. Hier ist dein Weg zu Ende. So geschieht es jedem, der sich mit den Mächten des Bösen einlässt und sie herausfordert.«

Zamorra hörte die Worte, doch sie drangen nicht bis in sein Gehirn. Er hielt immer noch das Beil des Hexenhenkers von Coryhead.

Jetzt kam der Magier auf ihn zu und griff danach. Ohne irgendwelche Gegenwehr ließ Zamorra sich von ihm das Beil aus der Hand nehmen.

»So, du großer Geisterjäger, dein letztes Stündlein hat geschlagen. Knie dich nieder, damit wir es bald hinter uns bringen. Zu lange haben wir dein Tun geduldet.«

Zamorra hob den Kopf. Sein Blick saugte sich an dem weißen Streifen der Brandung fest, die donnernd an den Strand rollte. Bilder tauchten vor seinem geistigen Augen auf, die er schon einmal gesehen hatte. Erinnerungen an eine Nacht wie diese, in der er ebenso am Strand, an diesem Strand, gestanden hatte und ähnlich Unwirkliches erlebt hatte wie jetzt.

Er hatte etwas gerufen, hatte etwas erlebt, was über die Grenzen normalen Verständnisses hinausging. Langsam, zögernd sank er in die Knie.

Sein Innerstes sträubte sich, dem Befehl des Magiers zu folgen. Im Zeitlupentempo beugte sich sein blutverschmierter Oberkörper vor.

Der Kopf sackte nach vorn, sodass der Hals eine waagerechte Linie bildete.

Wie ein Opferlamm kniete er da.

Der Magier trat zurück und hob das Henkerbeil. Es schimmerte im Mondlicht. Ein Raunen ging durch die Menge.

»Ihr Herren der Finsternis, seht, welches wertvolle Opfer ich euch darbringe«, dröhnte die Stimme des Zauberers. »Mit ihm stirbt unser größter Feind, der Mensch, der zwischen uns und unserer Herrschaft auf der Erde steht. Das soll jetzt ein Ende haben!«

In sein Schicksal ergeben erwartete Zamorra, dass der Zauberer zuschlug.

Da durchzuckte ihn ein elektrisierender Funke. Ein Schrei ertönte in seinem Inneren.

Es war eine Frauenstimme, die ihn rief.

»Zamorra, Geisterjäger, denk an mich. Denk an Ophelia. Räche mich und meinen Bräutigam! Nimm den Dolch, den ich dir gab! Wehre dich!«

Zamorras Bewusstsein kämpfte sich wie durch einen dichten Nebel an die Oberfläche der Wirklichkeit. Plötzlich sah er die Szene in all

ihrer Deutlichkeit. Nur vage nahm er den Schatten des Magiers neben sich wahr. Und er wusste, dass ihm von dort die meiste Gefahr drohte.

Blitzartig ließ er sich nach links, von dem Schatten weg, in den Sand fallen.

Der Zauberer fluchte grässlich.

Zamorra rollte durch den Sand. Dabei glitt seine Hand zum Gürtel, wo, unter den Stoffresten seines Pullovers verborgen, der silberne Dolch steckte, den Ophelia ihm kurz vor seiner Reise in die Vergangenheit noch zugesteckt hatte.

Er umfasste den Griff, und ein warmer Strom schoss durch seinen geschundenen Körper. Er kam hoch und blieb lauernd wie ein Raubtier stehen.

Der Magier hatte gerade zuschlagen wollen. Der Schwung riss ihn noch ein Stück nach vorn. Er stolperte und wäre fast gestürzt. Doch er fing sich wieder. »Ist es dir also doch gelungen, dich aus meinen Fesseln zu befreien. Nun, es wird dir nicht viel nützen. Denn ohne dein Amulett bist du mir ausgeliefert. Gerade jetzt im Augenblick bin ich in anderer Gestalt dabei, deiner Assistentin das Amulett zu entreißen. Auch sie wird sterben, und du kannst gar nichts dagegen unternehmen. Nimm dich in Acht, sonst ist es mit dir schneller vorbei, als du denkst!«

Die Leute aus dem Dorf standen wie gelähmt da. Keiner machte Anstalten, einzugreifen.

Zamorra sagte kein Wort. Jetzt kam es nur darauf an, ums nackte Leben zu kämpfen und in seine Zeit zurückzukehren. Jede Sekunde war kostbar.

Er machte einen Ausfallschritt, bückte sich und nahm mit der linken freien Hand Sand auf.

Blitzschnell schleuderte er ihn in das Gesicht des Zauberers.

Es war ein Volltreffer. Fluchend rieb sich sein Gegner die Augen und war für einige Sekunden geblendet.

Zamorra glaubte, seine Chance zu erkennen und sprang auf ihn zu. Sein Dolch verfing sich im Gewand des Dämonendieners. Mit einem ratschenden Geräusch riss er den Stoff auf.

Da hatte sich der Magier wieder gefangen und setzte sich zur Wehr.

Er holte weit aus und legte dabei den Oberkörper zurück.

Mit einem wilden Schrei wollte er Zamorra den Schädel spalten.

Zamorra wich zur Seite.

Das Beil zischte haarscharf an seiner linken Schulter vorbei und grub sich in den Sand. Zamorra sprang zurück.

Er wartete auf einen neuen Angriff. Und der kam auch sofort.

Der Magier wollte ein schnelles Ende machen.

Wild schwang er das Beil über den Kopf, hechtete auf Zamorra zu.

Zamorra wollte zurückweichen, stolperte über einen Stein, der halb

im Sand vergraben war, und fiel auf den Rücken.

Wie ein Raubvogel flog der Magier auf ihn zu.

In einer Reflexbewegung stieß Zamorra den Dolch nach oben.

Er spürte einen Widerstand. Ein grässlicher Schrei folgte. Dann deckte ihn ein urweltliches Gewicht zu.

An seinem Hals fühlte er den heißen Atem des Magiers.

»Hast du es doch geschafft«, röchelte eine Stimme. »Doch deine Zeit und deine Welt wirst du nie wieder sehen!«

Noch einmal wollte der Zauberer den Arm mit dem Henkerbeil heben. Aber er bekam ihn nicht mehr hoch. Der Dolch hatte ihn genau in sein Herz getroffen.

Das Gewicht auf Zamorras Brust wurde immer schwerer und erdrückender.

Rote Kreise tanzten vor seinen Augen.

Mit einer letzten Aufbietung aller Kräfte schrie er es hinaus.

»Ophelia, Henkerin von Coryhead, hilf mir!«

Und die Elemente gerieten in Aufruhr. Ein Sturm setzte ein, der die Schar der entsetzten Zuschauer durcheinanderwirbelte. Wild schreiend rannten sie in alle Richtungen davon.

Zamorra sah einen Lichtfleck, der rasend schnell größer wurde. Er kam auf ihn zu, wurde riesig groß, drohte ihn zu verschlingen und hüllte ihn schließlich ganz ein.

Er spürte wieder dieses Ziehen in der Wirbelsäule. Er verlor jegliches Gefühl für seinen Körper. Doch immer noch lag die Last auf seiner Brust. Aber sie wurde leichter, je länger der Zustand der Körperlosigkeit bei Zamorra andauerte.

Dann vernahm er einen ohrenbetäubenden Knall.

Und es wurde schwarz um ihn.

Doch nur für Sekundenbruchteile.

Sand rieselte auf ihn nieder, und da war wieder die Dunkelheit der Nacht, die zu seiner Welt gehörte.

Wind fuhr ihm ins Gesicht und er fühlte wieder die Verletzungen, die ihm die Bewohner von Coryhead auf dem Weg zu seiner Hinrichtung zugefügt hatten.

Er schlug die Augen auf. Über sich sah er Sterne. Das Tosen der Brandung drang an seine Ohren.

Und er lag auf etwas Weichem, das sich bewegte.

Ein Wimmern erklang neben ihm, ein Schluchzen.

Seine linke Hand tastete sich über einen Körper. Sie erfühlte einen harten Gegenstand. Zamorra schob in beiseite. Er klapperte leise.

Die andere Hand hielt immer noch den Dolch umkrampft.

Zamorra rollte sich zur Seite. Da bot sich ihm ein Anblick, der in seinem Grauen und seinem Schrecken in eine andere Welt gehören musste.

Vor ihm lag ein Skelett. Und daneben eine Frau, die er plötzlich erkannte.

Es war Nicole Duval, seine Assistentin!

Sie schluchzte leise, und sie zitterte am ganzen Körper.

Behutsam nahm er ihren Kopf vom Boden hoch.

Sie schlug die Augen auf, und ein glückliches Lachen überzog trotz der Tränen ihr Gesicht. »Oh, Chef, ich hatte schon geglaubt, ich würde Sie nie wieder sehen. Es war schrecklich.«

Dann versank sie in eine befreiende und erlösende Ohnmacht.

***

Als Zamorra und Nicole Duval am nächsten Morgen aus dem Gasthof kamen, um zum Bootshafen zu gehen und ihre Heimreise anzutreten, wurden sie bereits erwartet.

Einige Bürger des Dorfes, an der Spitze der Geistliche und neben ihm der alte Titus McPeters, standen dort auf der Straße.

Der Priester ergriff das Wort. »Sie haben dieses Dorf von einer schweren Last befreit. Wir wollen uns dafür bedanken und Sie bitten, zum Andenken das Henkerbeil mitzunehmen. Lehnen Sie es bitte nicht ab.«

Zamorra schluckte. Er wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort hervor. So nickte er nur stumm und nahm das Beil aus den Händen des Priesters.

Dann trat der alte McPeters vor.

»Meine ›Mescalina‹ ist wieder flott. Es wird mir eine Ehre sein, Sie nach Liverpool zu bringen. Wenn Sie sich einem alten Fahrensmann anvertrauen wollen, dann wäre ich sehr glücklich.«

Professor Zamorra und Nicole nahmen das Angebot dankbar an.

Als sie draußen auf See waren, warf Nicole noch einen Blick zurück zum Strand.

Sie räusperte sich. »Was ich nicht ganz verstehe, Chef, wo ist der Kerl geblieben, der mir aufgelauert hat? Plötzlich war er verschwunden und dafür waren Sie mit diesem schrecklichen Skelett da.«

Zamorra versuchte ein Lächeln. »Das ist es ja, Nicole. Dieses Skelett ist es. Es war ein und dieselbe Person. Es tauchte in jeder Generation aufs Neue auf. Da ich den Magier in der Vergangenheit zur Strecke bringen konnte, musste er notgedrungen auch in unserer Gegenwart zugrunde gehen, oder vielmehr die Person, die in ihm lebte.«

Nicole schüttelte den Kopf. So ganz verstand sie das noch nicht.

Sie würde sicher noch einige Fragen stellen.

Doch erst einmal wollte sie die schrecklichen Ereignisse vergessen.

ENDE

[1]Siehe Professor Zamorra Nr. 17 »Wolfsnacht«